

ZUM GELEIT

Ich habe einmal irgendwo gelesen, man solle sich davor hüten, Autobiographisches zu hinterlassen, es sei denn, man erfülle wenigstens eine von drei Bedingungen. Erstens: Man ist eine bedeutende Persönlichkeit. Zweitens: Man hat engen Kontakt mit Leuten von Rang gehabt und war dadurch Zeuge bedeutender Ereignisse. Drittens: Man ist ein "Fall", dessen Leben eine interessante Situation oder Entwicklung schicksalhaft spiegelt. Ich glaube, daß ich diese dritte Bedingung erfülle, und deshalb berichte ich über zwei politische Schicksalsjahre im Leben einer Österreicherin.

An dem Wendepunkt, mit dem diese Aufzeichnungen beginnen, war ich seit mehr als einem Dutzend Jahre verheiratet und hatte vier Kinder. Mein Mann hatte durch die Inflation seine Existenzgrundlage verloren, war vor nicht allzulanger Zeit nach Amerika ausgewandert und vor kurzem erst zurückgekehrt. Ich widmete mich hauptsächlich der Erziehung unserer Kinder und möchte an dieser Stelle all jenen von Herzen danken, die mir damals und besonders auch später, eben in jenen "Schicksalsjahren", verständnisvoll, treu und oft genug mutig beigestanden haben. Einige sind namentlich erwähnt, andere nicht. Verzeiht mir diese und andere Unvollkommenheiten! Möge mein Bericht trotzdem seinen Zweck erfüllen:

Über die Erinnerung von vier Generationen hinweg Dank
und Gruss zu sein.

Wien, im Juli 1975

Maria Strachwitz-Trapp

Vorbemerkung

Ich habe die Erlebnisse dieses auch für außenstehende Leser so interessanten Jahres 1933, damals, als ich sie noch in lebhafter Erinnerung hatte, niedergeschrieben. Einen Durchschlag überließ ich nach Vollendung dem mir befreundeten Grafen Marc Andlaw, der in der Nähe von Strassburg auf seinem Besitz lebte. Er ließ für mich das Ganze nochmals abschreiben und in Leder binden und schenkte mir diesen hübschen Band.

Zu meinem großen Bedauern mußte ich das kleine Buch in der Nacht des 12. März 1938, als die Deutschen in Wien einmarschierten und mein Mann fliehen mußte, vernichten. Nach dem Krieg bat ich Marc Andlaw, mir das Exemplar, das er besessen hatte, wiederum zum Ab-

schreiben zu überlassen. Aber siehe da, auch er hatte es, als die deutschen Divisionen Elsass-Lothringen besetzten, verbrennen müssen.

Es ist natürlich unmöglich, nach 20 Jahren alles genau zu rekonstruieren. Doch ist mir vieles so lebhaft im Gedächtnis geblieben, daß ich wenigstens diese Bruchteile aufzuzeichnen versuche.

Reichstagswahl und Schutzhaft

Ende Februar 1933 fuhr ich von München nach Innsbruck, wo ich damals mein "Hauptquartier" hatte und wo auch die Kinder waren. Kurt, mein Mann, arbeitete in München. Geistig im alten Österreich wurzelnd, war er ein erbitterter Gegner der heraufziehen-

den Diktatur.

Die Reichstagswahl vom 5. März stand bevor, bei der die Nationalsozialisten nahezu hundert Sitze dazu gewinnen sollten. Aber noch wußte niemand sicher, wie die Wahlen ausgehen würden. Der Kreis, in dem mein Mann verkehrte, war politisch "geladen"; alles glühte vor Aufregung. Im Redaktionsstab der "Münchener Neuesten Nachrichten" war Erwein Aretin politischer Redakteur. Er stand meinem Mann politisch nahe. In der Redaktion erwartete man zwar eventuelle Unruhen, aber von einer absoluten Machtergreifung durch die Nazis wurde nicht gesprochen. Es war mir nachher vielfach ein Rätsel, daß so oft gerade diejenigen Männer, die "mittendrin" standen und die man für die bestinformierten Per-

sönlichkeiten halten mußte, nicht selten weniger von der wirklichen politischen Lage wußten, als die simpelsten Leute aus dem Volk. Während beispielsweise der Bäckerjunge von Kurts Hauswirtin erzählte, daß der Hitler in drei Tagen die Hakenkreuzfahne am Münchener Rathaus hissen werde, verfügte z.B. der von allen Seiten unterrichtete Dr. Gerlich ("Der gerade Weg") über lauter Nachrichten, die das gerade Gegenteil ankündigten. Mit welcher Spannung man nun auch von Innsbruck aus die Ereignisse in München verfolgte, kam mir, die ich sonst meist erfahren hatte, daß man am Geschehen der Dinge außerhalb der Landesgrenzen zu wenig Anteil nahm, ganz merkwürdig vor. Diesmal wurde also meine Familie durch Kurt und mich zu einem Zeitpunkt

in diese politischen Probleme hineingezogen, als sie in Österreich "noch lange nicht so brennend" waren. Am Abend des 5. (oder 6.) März erfuhr man, daß die Nazis zwar gesiegt hätten, daß sich aber alles ruhig, ohne Blutvergießen und ohne erkennbaren Widerstand abgespielt habe. Ich wartete auf ein Telegramm von Kurt, der mir versprochen hatte, auf alle Fälle Nachricht zu geben. Als dann ein Telegramm eintraf, klang der Inhalt ganz befremdend. Er lautete:

"Kurt und Erwein in Schutzhaft. Bitte sofort kommen.

Marianne (Aretin)."

"Schutzhaft?" Ich fragte mich, was das heißen könne. Ein Rätsel! Ich nahm das Telegramm und ging zu Papa in den 2. Stock im Pa-

lais Trapp in der Innsbrucker Maria-Theresien-Strasse - wir wohnten damals im 3. Stockwerk des Palais - um ihn zu fragen, was "Schutzhaft" zu bedeuten habe. Auch er wußte es nicht. Aber sein Konversationslexikon gab eine Erklärung: In Schutzhaft kämen Persönlichkeiten, die, wegen politischer Taten gefährdet, "vor der Rache des Volkes geschützt" werden sollten.

Es war klar, daß wir an ein "Beschütztwerden" nicht glaubten. Daß das Ganze ein Nazivorwand war, stand für uns außer Zweifel. So weit war man damals schon informiert. Aber Näheres wußte man nicht. Papa suchte im Fahrplan die nächste Verbindung nach München, und einige Stunden später saß ich im Zug.

Der Münchener Hauptbahnhof war bei meiner Ankunft kaum mehr zu

erkennen. Die Bahnhofshalle war rot ausgeschlagen; lebensgroße Führerbilder starrten den Besucher von allen Seiten an, SS- und SA-Leute schwirrten umher. Die Straßen waren beflaggt, die Geschäfte überboten sich mit Führerbildern, Hitlers "Mein Kampf" lag in jeder Auslage; die ganze bayrische Gemütlichkeit war wie weggefegt und es herrschte ein forscher "preußischer" Ton.

Kaum eroberte ich ein Taxi, um zum Wittelsbacher Rondell hinauszufahren, wo die Aretins wohnten. Endlich landete ich dort und läutete. Einer der Aretin-Buben machte mir auf und gleich darauf erschienen auch die drei anderen; sie sahen allesamt verschreckt und verstört aus und sprachen alle zugleich auf mich ein. Ihre

Mutter war seit ein paar Stunden fort und noch nicht wieder nach Hause gekommen; der Papa und Onkel Kurt - also mein Mann - seien seit dem Morgen des Vortages spurlos verschwunden. Die Gestapo hatte die beiden abgeholt, sechs Uhr früh. Kurt habe bei ihnen übernachtet, da er spät abends noch dort gewesen sei und man gefunden hätte, es sei für ihn vielleicht bequemer, da zu bleiben.

Gleich darauf erschien Marianne Aretin, blaß, müde, aufgeregt. Sie hatte noch nicht in Erfahrung bringen können, wohin die beiden Männer entführt worden waren. Ein paar Gefängnisse hatte sie schon "abgegrast". Sie hatte tatsächlich inzwischen alle Gefangenenhäuser in München in Erfahrung gebracht, und wir beschlossen nun,

ein Taxi zu nehmen und gemeinsam auf die Suche zu gehen. Und so fuhren wir denn durch überfüllte Straßen, in denen zahllose Menschen unentwegt "Heil Hitler!" schrien, und hielten schließlich vor einem grauen Gebäude, in das angeblich die Gestapo ihre Gefangenen abgeliefert hatte.

Der Tumult in diesem Gebäude war unbeschreiblich. Frauen drängten sich an die Stellen heran, bei denen Auskunft gegeben wurde, und während wir warteten, hörten wir, welche Auskünfte erteilt wurden. Der einen wurde gesagt, daß ihr Mann "liquidiert", der anderen, daß ihr Mann gleich nach Dachau gebracht worden sei. Es waren natürlich viele Jüdinnen unter den suchenden Frauen,

die nun einen Vorgeschmack dessen bekamen, was ihnen selbst noch bevorstand. Wir beide erhielten hier keinerlei Aufschluß.

Nachdem wir noch verschiedene andere Gefangenenhäuser besucht hatten, gelangten wir auf den Rat eines freundlichen Polizisten hin in die Polizeidirektion in der Ettstraße. Wieder hieß es stundenlang zu warten. Unsere beiden Männer waren tatsächlich hier inhaftiert. Wir durften ihnen einen Zettel hinaufschicken; nach einer Weile bekamen wir Antwort. Wir hatten natürlich nach ihren Wünschen gefragt. Kurt schien sehr erleichtert, daß ich da war. Er bat vor allem um Schlafmittel, da er "wegen des Lärms" nicht schlafen könne. Was für Lärm? (Später erzählte

er, daß die ganzen Nächte hindurch Einlieferungen waren, daß manche Juden im Gang vor seiner Zelle geprügelt worden seien und so weiter). Im einzelnen bat er um ein Polster, um Lektüre und frische Wäsche. Im übrigen möge ich mich mit dem österreichischen Konsul in Verbindung setzen. Es gehe ihm, den Umständen angemessen, nicht schlecht.

Fast das Gleiche berichtete Marianne's Mann.

Als wir endlich, todmüde von dem strapaziösen Tag, nach Hause fuhren, waren wir, bescheidenerweise, doch etwas beruhigt: Wir wußten wenigstens, wo sich unsere Männer befanden, und auch, daß sie nicht "liquidiert" worden waren.

Inzwischen hatte mich Marie Lies Aretin (geb. Praschma) eingela-

den, bei ihr zu wohnen, was mir nur eine halbe Erleichterung war. Sie schien eine begeisterte Nazi-Anhängerin zu sein, was mich selbstverständlich arg verwirrte. Freilich besaß sie alle jene Lokalkenntnisse, die mir fehlten.

Diesen ersten Abend soupierte ich bei Marianne, die mir, bevor ich wegging, ein Schlafmittel eingab, das erst nach zwei Stunden wirken sollte. Ich stieg in die Tram ein und wollte bei der Elisabethstraße aussteigen. Als mich der Schaffner weckte, war ich an der Endstation, so fest war ich im Fahren eingeschlafen. Ich bat ihn, mich auf der Rückfahrt bei der Elisabethstraße aufzurütteln, was er dann auch tat. Nun schleppte ich mich in die Wohnung von Heini und Marie Lies Aretin, fiel dort aufs

Bett und schlief wie bewußtlos bis in den Vormittag. Das eingenommene Medikament war das erste "Phanodorm" gewesen, das ich geschluckt hatte, ein Mittel, das mir dann durch 20 Jahre oft über schlaflose Nächte hinweggeholfen hat, bis es - leider nicht mehr wirkte; das Jahr 1933 war ja erst der Beginn einer Kette von Katastrophen mit ihren Aufregungen.

Als ich am nächsten Tage in der Polizei-Direktion das von Kurt gewünschte Schlafmittel und die anderen gewünschten Dinge abgeben wollte, wurden sie nicht angenommen, da es verboten sei, "Drogen" hineinzusenden. Daraufhin kaufte ich eine Thermosflasche, ließ sie in einem Kaffeehaus mit Tee füllen, gab das "Phanodorm" in den Tee und schickte die Flasche an Kurt mit dem

Vermerk, er solle abends den Tee trinken; das Getränk sei so schwach, daß es ihm den Schlaf nicht rauben werde. Er aber verstand diesen Wink nicht, sondern schrieb am nächsten Tag wieder eine Bitte um Schlafmittel. Er wolle keinen Tee, da er ja ohnedies wegen des Lärmes nicht einschlafen könne...

Als ich in der Hiltensberger-Strasse bei Kurts Hauswirtin Wäsche holen ging, erzählte sie, daß die Gestapo gleich nach der Wahl dort gewesen sei, um Kurt zu suchen. Die Leute hätten dabei gleich alles mitgenommen, was ihnen gefiel: Schreibmaschine, Füllfeder, Fotoapparat, Kleidungsstücke und dazu alle Bücher.

"Gut schau' mer aus", dachte ich. Wenn Kurt freikommen würde, besaß er nur mehr das, was er am Leib hatte. In unserer finanziellen Lage war dies kein Trost; allerdings, wenn es um Leben oder Tod ging, waren das Nebensachen. Was ich in den nächsten Tagen alles unternommen habe, ist mir zum Teil entfallen. Ich erinnere mich nur, daß ich, während ich auf eine nach meiner Überzeugung wichtige Unterredung mit irgendeinem Bonzen in der Polizei-Direktion warten mußte, für diese Wartezeit "eingesperrt" wurde, und zwar in einem Raum, in dem Taschendiebe und Prostituierte abgeliefert wurden. Ich benahm mich schon deshalb falsch, weil ich, den Raum betretend, nicht, wie die anderen, die Hände hoch hielt. Die anderen wußten das alle; es wurden fortwährend Neue

eingeliefert, und alle kamen mit "Hände hoch" herein, was mir sehr unterhaltsam erschien. Sie waren eben "Habitué's". Man fragte mich, was ich "ausgefressen" hätte, und war enttäuscht, als man erfuhr, daß ich "nur eine Politische" sei. Untereinander erzählten sie sich ohne Scheu ihre Abenteuer. Leider war ich damals schon recht schwerhörig und verstand nicht alles. Immerhin "bereicherten" mich die Stunden in einer Gesellschaft, die mir sonst vorenthalten geblieben wäre.

Bedauerlicherweise erfuhr ich aber dann in meiner Angelegenheit, daß "vorderhand" gar nichts zu machen sei. Der Tumult sei noch zu groß. Niemand habe Zeit, sich mit solchen "Nebensächlichkeiten" zu befassen. Auch der österreichische Konsul Engerth riet,

zuzuwarten. Und so fuhr ich nach einer Woche unverrichteter Dinge ab, nachdem ich durch verschiedene hilfreiche Seelen wenigstens Kurts Versorgung mit Wäsche usw. in die Wege geleitet hatte.

In Tirol interessierte man sich wie stets mehr für Bayern als in Wien.

Die Schutzhaftepisode änderte unsere Lage insofern, als wir für Innsbruck eine Sensation wurden. Kurt war der Erste, von dem man hörte, daß er von der Gestapo hoppgenommen worden sei.

Die spärlichen Briefe aus der Polizei-Direktion mit dem ominösen Briefpapier waren schon für den Briefträger eine Rarität.

Im März 1933 war das alles noch etwas Ungewöhnliches, und man

konnte sich später kaum vorstellen, daß dies nur eine Illustration all' dessen war, was dann gang und gäbe werden sollte. Daß ausgerechnet wir die Ersten sein mußten, hat mich damals noch verwundert.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, was sich sonst in diesem Sommer zugetragen hat, außer, daß ich zweimal in München war, ohne etwas zu erreichen. Die Kinder waren an dem allem lebhaft beteiligt. Der Abt von Seckau war natürlich im Bilde und mein Sohn Georg "stieg" im Ansehen seiner Klasse; auch er wurde eine Quelle interessanter Nachrichten. Ähnliches erlebten die anderen Kinder. Mater Lioba von den Ursulinen war an unserem Schicksal lebhaft interessiert. Oft mußte ich lachen, wenn ich die Kinder

untereinander reden hörte; sie fachsimpelten geradezu von Politik; in den nächsten Jahren nahm das natürlich noch zu. Vorläufig sprach man noch über "den Hitler", der "drüben" in Deutschland sein Unwesen trieb. Gott mochte uns davor bewahren, auch einmal so etwas hier bei uns zu erleben. Langsam drang aber auch in Innsbruck der Nationalsozialismus ein; bald gab es auch da eine Menge Nazis, die sich illegal betätigten.
von so manchem guten Bekannten
Man munkelte beispielsweise ~~von den Nazis~~, daß sie verkappte Nazis seien. Die Spannung zwischen den verschiedenen Parteien wurde nun von Jahr zu Jahr ärger.

Am 30. Juni kam es zum sogenannten "Röhmputsch", und ein paar Tage später las ich in einer Innsbrucker Zeitung, daß der damals

recht bekannte Publizist Dr. Fritz Gerlich erschossen worden sei.

Wenn ich Dr. Gerlich auch nur selten begegnet bin, so hatte ich doch so viel von ihm gehört und gelesen, daß es mich stark beeindruckte, hören zu müssen, daß er ermordet worden war. Nebenbei wußte ich, daß er in der Zelle neben Kurt inhaftiert war. War Kurt nun, als sein ehemaliger Mitarbeiter, noch mehr gefährdet, als vorher?

Dr. Gerlich und Konnersreuth

Hier will ich einfügen, was ich von Dr. Gerlich und seinen Beziehungen zu Konnersreuth wußte. Ich glaube damit nicht zu weit von meinem Thema abzuschweifen. Aus heutiger Distanz betrachtet

liegt in diesen Vorgängen eine verborgene Anbahnung für den späteren Lebensweg meines Mannes. Ohne das Erlebnis Konnersreuth hätte der Widerstand Dr. Gerlichs gegen den Nationalsozialismus vielleicht nicht jene Radikalität angenommen, die dann Kurts kämpferisches Temperament und die für ihn charakteristische Unbedingtheit so entscheidend angezogen haben. In den Vereinigten Staaten hatte er zwar keine Reichtümer, aber vielfältige Erfahrungen gewonnen, die ihm als Rückkehrer in Europa zugute kamen. Zwar war er vorher schon als Autor hervorgetreten, den ihm wesensgemäßen Lebensberuf eines politischen Journalisten, den hohe Risiken eher anzogen als abschreckten, hatte er jedoch noch nicht gefunden. Diese Berufung erschloß sich ihm erst

im Kreise um Dr. Gerlich, und deshalb gehe ich etwas ausführlicher auf diese Zusammenhänge ein.

Dr. Gerlich war - etwa 1928 - Chefredakteur der "Münchener Neuesten" gewesen, damals eine bedeutsame Stellung. Protestant und katholikenfeindlich, aggressiv und von starker Persönlichkeit, stand er gesinnungsmäßig in ziemlichem Kontrast zum konservativ-katholischen Erwein Aretin, dem politischen Redakteur des Blattes.

Um diese Zeit ereigneten sich im Dörfchen Konnersreuth in der Oberpfalz, also in Bayern, merkwürdige Dinge. Angeblich lebte da eine junge Bäuerin, die, ähnlich der im 19ten Jahrhundert bekanntgewordenen Anna Katharina Emmerich, deren Leben und Leiden

vom Dichter Clemens Brentano beschrieben wurde, *) die Leidensgeschichte des Herrn so lebhaft miterlebte, daß sie jeden Freitag in eine Art Ekstase geriet und das ganze Leiden Jesu körperlich mitempfand. Sie war auch angeblich stigmatisiert, d.h. hatte an Händen und Füßen Wundmale. Auch hieß es, daß sie einigen Menschen Begebenheiten geheimster Natur aus deren Leben spontan offenbarthabe. Kurz und gut, Gerüchte und Wahrheit waren schwer zu unterscheiden, aber alles sprach sich herum; schon pilgerten Scharen von Menschen in den kleinen, vordem ganz unbekannten Ort, und das Aufsehen wurde immer größer. Als einige Jahre später Autobusse aus aller Herren Ländern dort hinfuhren und Gaststätten und Hotels aus dem Boden wuchsen, fand Chefredakteur Dr. Gerlich

*) "Die Visionen der Nonne Anna Katharina Emmerich", 1818 bis 1823, erschienen als Buch im Jahre 1831.

den Moment für gekommen, diesem "Theater" ein Ende zu bereiten. Zugegeben, im Augenblick profitierte der Fremdenverkehr der Oberpfalz enorm durch die "Wunder" in Konnersreuth. Aber wehe, wenn das Ganze einmal als Schwindel aufgedeckt würde! Ganz Bayern stünde blamiert da!

Dr. Gerlich ließ also einen seiner Redakteure kommen und entsandte ihn an einem Freitag nach Konnersreuth mit dem Auftrag, die "Affaire Therese Neumann" - so hieß das Mädchen - zu entlarven. Als dieser Redakteur, ein noch junger Mann, am Montag seine "Entlarvung" abliefern sollte, erwies sich der Auftrag als mißglückt. Der Redakteur sagte, er halte Therese Neumann für keine Schwindlerin, aber er könne sich das Ganze auch nicht

erklären und sei deshalb unverrichteter Dinge abgereist.

Dr. Gerlich's Unmut war groß. Er rief Erwein Aretin und bat diesen, die Sache zu übernehmen und zu klären. Erwein war bereit, hinzufahren und das Ganze zu studieren. Sein Standpunkt war, daß es auf alle Fälle nicht im Interesse der Kirche läge, die Sache, falls sie ein Schwindel wäre, zu fördern. Das Ordinariat Regensburg war äußerst skeptisch; die Geistlichkeit enthielt sich aller Kommentare. Nur der Pfarrer von Konnersreuth glaubte an das Wunder, das in seinem Sprengel geschah.

Da sich das Gerücht verbreitet hatte, daß die Wundmale der "Resl"

angeblich in der Nacht leuchteten, nahm Erwein Aretin einen guten Photoapparat mit sich. Dr. Gerlich war sich des Ergebnisses sicher. Aretin warnte ihn aber; wenn sich kein Schwindel herausstellte, müsse sich Dr. Gerlich auf einen Artikel im "Turm" (ich glaube, so hieß die kulturelle Beilage des Blattes) gefaßt machen, der sich "nur so g'waschen hat", wie sich Erwein ausdrückte. Keine Sorge, meinte Gerlich. "Auf Sie ist Verlaß - Sie sind ein seriöser Mitarbeiter; ich hätte gleich Sie nach Konnersreuth schicken sollen."

Wie oft und wie ausführlich hat mir Erwein Aretin später seinen ersten Besuch bei Therese Neumann geschildert. Zuerst wurde er vom Pfarrer freundlich empfangen; er "verriet" ihm sogar den Platz

in der Kirche, an dem Resl oft in der Nacht, hinterm Altar, die Stunden zubrachte. So konnte er den Photoapparat unbemerkt so aufstellen, daß er das "Wunder" aufzunehmen vermochte.

Der nächste Tag war ein Freitag und Erwein wurde von der Mutter ins Zimmer geführt, in dem Resl zu Bett lag. Es hatten sich schon einige Menschen angesammelt; mehr als zwanzig zugleich wurden nicht eingelassen.

Leider ist auch die Schilderung, die Erwein Aretin damals schrieb, natürlich längst in Verlust geraten. Sie war wohl eines seiner Glanzstücke, denn man las aus jeder Zeile seine Begeisterung heraus. Ich selbst war zehn Jahre später (nach dem

Tod meines Sohnes, der 1941 gefallen ist) im selben Zimmer und habe das Ganze genau so miterlebt; ich konnte bestätigen, daß sich alles genau so abspielte; auch ich habe es nachher aufgezeichnet, aber im Krieg ist mir durch das viele Verstecken von Schriften vor der Gestapo und durch das Ein- und Umpacken auch diese Schrift verlorengegangen. Ich muss hier also versuchen, zu rekonstruieren.

Daß Therese Neumann den ganzen Kreuzeszug miterlebte und alles vor ihren geistigen Augen abrollte, sah man ihrem Mienenspiel deutlich an. Der Pfarrer erläuterte, was sie sagte. Nachdem sie oft Stellen zitierte, die sie selbst nicht verstand, weil sie aramäisch gesprochen und von Therese wiederholt wurden, hat der

Pfarrer sprachkundige Professoren kommen lassen, die das Aramäische und das Galiläische übersetzten, und siehe da, es stellte sich heraus, daß es immer der Text war, den wir aus dem Evangelium kennen.

Abgesehen vom Religiösen war die ganze Beschreibung auch kulturhistorisch sehr interessant. So beschrieb Therese z.B. den Raum, in dem der Apostel Johannes lag und starb; sie schilderte den Hausrat, die Beleuchtung, die Teppiche usw.. Aber dies geschah nicht am Freitag. An diesem Tage erlebte sie immer nur die Passion, vom Gericht vor Pilatus bis zur Kreuzigung.

Wenn die Passion vorüber war, lag die Erschöpfte ein paar

Stunden lang wie eine Tote im Bett, während die Mutter sie mit feuchten Tüchern abrieb, das Bett frisch bezog, ihr das Haar kämmte. Da Therese seit Jahren keine Nahrung zu sich nahm, konnte man sie nicht stärken. Sie regenerierte sich, wie es schien, von selbst. Spät abends, wenn der Platz vor der Kirche leer war, führte sie der Vater zum Gotteshaus, wo sie die ganze Nacht betete.

Erwein Aretin fühlte sich zutiefst erschüttert. Er hatte die beabsichtigten Aufnahmen gemacht. Ein paar Tage später, als die Platten in München entwickelt wurden, zeigten sie einen matten Schein an den Wundmalen, den Erwein zwar mit freiem Auge auch gesehen hatte, aber er wollte sich ja vergewissern, ob er nicht einer

Halluzination zum Opfer gefallen war. Durch die Hilfe von Pfarrer Naber, der Aretin bereitwillig unterstützte, wurde er an den nächsten Tagen öfters mehrere Stunden lang bei Resl vorgelassen. Er verstand ihren bayrischen Dialekt (was mir nicht gelungen ist). Man kann sich vorstellen, in welcher Verfassung er dann drei Tage später seinem Chefredakteur gegenüberstand und erklärte, nun müsse er den Artikel wie vereinbart, aber anders als erwartet, schreiben.

Dr. Gerlich tobte. Er konnte nicht verhindern, daß Aretin zu seiner Überzeugung stand, aber nun war sein eigener Kampfgeist erwacht. Er erklärte, am nächsten Freitag fahre er selbst nach Konnersreuth, und kündigte bereits einen nächsten Artikel im

"Turm" an; er wolle und werde Aretin und ganz Konnersreuth "blamieren" (all dies hat mir Dr. Gerlich in München selbst erzählt).

Eine Woche später.

Dr. Gerlich fährt im Wagen eines Bekannten ab. Er will schon Mittwochabend am Ziele sein. Auf der Fahrt hat er einen kleinen Unfall, kommt später an, wird aber trotzdem vom Pfarrer zu Resl geführt. Sie fragt ihn gleich nach dem Unfall und nennt zu Gerlichs Verblüffung den Ort. Und als er sich an ihrem Bett niederläßt, sagt sie ihm auf den Kopf zu, mit welcher Absicht er zu ihr gekommen sei. Gut! Das könnte ihr jemand gesagt haben - der Pfarrer vielleicht? Und um sie zu prüfen, fragt

Gerlich, eher scherzweise, was sie denn sonst noch alles von ihm wisse. "Alles", sagt sie. Da fordert er sie auf, ihm "alles" zu erzählen. Sie beginnt also: Seine Jugend, seinen Werdegang, seine Wünsche, seine Enttäuschungen, seine Irrungen, seine Sünden, seine guten Taten, seine Leiden - alles spielt sich nun gleichsam vor ihm ab. Sie ist also auch eine Hellseherin....

Dr. Gerlich sagte mir, Therese Neumann habe ihm Dinge aus seinem Leben erzählt, von denen nur er gewußt habe.

Erschüttert begab er sich zur Ruhe, fest entschlossen, nächsten Tag (Donnerstag) den Pfarrer gründlich auszuforschen. Dabei erfuhr er, daß jeweils genau um Mitternacht vor dem Freitag

Resl in Ekstase falle.

Sofort entstand in Dr. Gerlichs Kopf ein Plan. Da er schon Donnerstagabend bei Therese sein konnte, gelang es ihm, in Thereses Zimmer unbemerkt die Uhr um eine Stunde zurückzustellen. Dann saßen alle gemütlich um Thereses Bett; der Vater erzählte etwas, als Resl plötzlich mitten im Satz mit verändertem Gesichtsausdruck in die Kissen zurücksank. Die Familie kannte sich gar nicht mehr aus, denn nach der Uhr war es ja erst eine Stunde vor Mitternacht. Wieso war sie heute schon um 11 Uhr entrückt?

Dr. Gerlich beobachtete den Vorgang als Wissenschaftler und Journalist und nicht als Gläubiger; er ließ sich nichts ent-

gehen, kontrollierte mißtrauisch, beobachtete kühl und registrierte alles. Aber als er am Samstag nach München zurückfuhr, war er kleinlaut und stand fühlbar im Bann des Erlebnisses. Zwar noch kein Paulus, musste er zugeben, daß sich in Konnersreuth Dinge abspielten, die als "natürlich" nicht zu erklären waren. Es bedurfte vieler Bestätigungen und weiterer Besuche Dr. Gerlichs in Konnersreuth, bis seine volle "Bekehrung" erfolgte. Sie hatte tiefgreifende Folgen. Er legte sein Amt als Chefredakteur nieder, schrieb ein Buch über Therese Neumann (auch dieses Buch wurde von der Gestapo beschlagnahmt) und gründete dann die Anti-Nazi-Zeitschrift "Der gerade Weg", ein Schritt, der für meinen Mann entscheidend wurde und Gerlich in den Tod führte.

Befreiungsversuche

Nun aber zurück zu Kurts Haft. Es ging nichts vorwärts. Während mein ältester Bruder Hans Trapp mit Dr. Jakoncigg in Innsbruck alles Notwendige wegen eines eventuellen Austausches gegen einen in Österreich festgehaltenen Nationalsozialisten besprach, fuhr ich nach Wien. Mit vieler Mühe gelang es mir, bis zu Dr. Schuschnigg, damaligem Innenminister, vorzudringen. Ich fand bei diesem Gespräch wenig Kontakt mit ihm, vielleicht deshalb, weil er die Eigenart hatte, den Gesprächspartner beim Reden nicht anzusehen, sondern knapp an ihm vorbeizublicken. Er war aber freundlich, und es schien mir, daß er bereit sei, einen Austausch zu fördern.

Überflüssig, zu erwähnen, wie vieles außerdem be- und versprochen wurde, wie viele falsche Alarmer es gab, wie viele Ratschläge und Warnungen an mich herangetragen wurden, obwohl ich doch selbst den Kopf voller Bedenken und Sorgen hatte.

Ausser meinem Bruder Hans, der immer wieder mit Dr. Jakoncigg verhandeln mußte, beteiligten sich auch die Eltern lebhaft an den Problemen, die die ganze Situation mit sich brachte, wenn Kurt endlich freikommen würde. Der damalige Landesleiter Tirol der "Vaterländischen Front", Dr. Ernst Fischer, hatte die Absicht, meinen Mann als Pressechef einzusetzen. Vorderhand war das alles noch Zukunftsmusik, aber ich war gerührt, wie viele Menschen sich mühten, uns zu helfen.

Ich muß noch erwähnen, daß mir auch Baron Konrad Miller in München mit Rat und Tat zur Seite stand. Er war Besitzer des Schlosses Karneid bei Meran, wo ich ihn einmal mit den Eltern besucht hatte - ein älterer Junggeselle, der mit Mutter und Schwester ein echt bayrisch-gemütliches Dasein führte. In München kannte er alles und jeden, unterstützte Künstler und repräsentierte die in der Landeshauptstadt durch die Wittelsbacher geförderte nicht-jüdische Bourgeoisie, die in Wien nie dieselbe dominierende Rolle spielte wie in Bayern. Es war, glaube ich, im Oktober 1933, als Baron Miller mir sagen ließ, er habe einen "Bonzen" kennengelernt, der gewillt sei, zu helfen. Er könne das Nähere aber nur mündlich mit mir besprechen.

Meine Schwägerin Mimi, Frau meines Bruders Oswald Trapp, bot mir an, mich im Wagen hinzufahren, und so zogen wir an einem föhnigen Herbsttag los. Wir kamen erst spät am Abend nach Karneid.

Baron Miller sagte mir nun, nachdem wir uns von anwesenden anderen Gästen vorsichtig abgesondert hatten, er habe einen persönlichen Freund des "Führers" kennengelernt, einen hohen Funktionär, und dieser habe sich bereiterklärt, persönlich mit mir zu sprechen. Da er aber außerordentlich exponiert sei, dürfe ich weder seinen Namen wissen, noch den Ort erfahren, wo er mich empfangen würde.

"Aber wie soll ich ihn da finden?" fragte ich, und auch Baron

Miller mußte jetzt über diesen merkwürdigen Vorschlag lachen.

"Keine Sorge", sagte er, "das werde ich schon arrangieren. Ich bin Ende Oktober wieder in München und werde Ihnen dann mitteilen, wann ich Sie dort erwarte."

Ich muß sagen: Ich war auf dieses mysteriöse Rendezvous ziemlich gespannt.

Am gleichen Abend gab es ein Souper im stimmungsvollen Speisesaal von Karneid. Und dann zogen wir, Mimi und ich, uns in das Zimmer zurück, in dem wir einquartiert worden waren. Zunächst waren wir über die Betten entsetzt; sie waren wie schmale Säрге aus schwarzem Holz und wirkten keineswegs einladend. Dazu war es eiskalt im Raum, und der Sturm tobte um die Schloßmauern.

Im Schein der flackernden Kerze wirkte alles unheimlich.

Der Morgen aber brachte einen jener klaren südtiroler Herbsttage mit leuchtenden Föhncfarben.

Es dauerte bis Mitte November, ehe die Einladung eintraf, auf die ich so lange gewartet hatte. Ich fuhr also sofort nach München. Miller hatte vorgesorgt und mir mitgeteilt, daß mich "morgen um 18 Uhr" an einer bestimmten Stelle (ich weiß heute nicht mehr, wo) ein Mercedeswagen erwarten werde, in den ich nur einzusteigen habe. Der Chauffeur werde mich nach kurzer Zeit dort absetzen, wo der Unbekannte mich erwartete.

So hatte ich Zeit, mir am Vormittag eine Besuchserlaubnis für Sta-

delheim zu "erobern". Kurt war nämlich vor einigen Wochen in das Gefangenenhaus Stadelheim gebracht worden. Da ich seit einem halben Jahr keine Besuchserlaubnis verlangt hatte, war zu erwarten, daß man mir diese Vergünstigung jetzt nicht verweigern würde.

So ging ich zwei ereignisreichen Tagen entgegen.

Es war ein trüber, grauer November-Spätnachmittag. Ein eisiger Wind blies durch die Straßen, als ich an der vereinbarten Stelle meine mysteriöse Fahrt antrat.

Wenn ich mir vorgestellt hatte, daß ich in kurzer Zeit ans Ziel gelangen werde, sah ich mich wieder getäuscht. Zuerst ging es durch die Vororte von München, und dann weiter, immer weiter.

Ich hatte keine Ahnung, wohin man mich brachte. Nahm denn diese Fahrt kein Ende? Ich kannte die Gegend nicht; es wurde finster, und es wurde mir langsam klar, daß diese Fahrt "nicht so ohne" war. Niemand wußte, wer der Unbekannte war (außer Baron Miller), niemand wußte, daß ich zu ihm gebracht wurde, geschweige denn um den Ort, an dem ich landen würde. Ich konnte ebenso gut spurlos verschwinden. Aber seltsam: das Interesse überwog die Bangigkeit.

Endlich kamen wir "irgendwo" an. Es schien eine größere Villa zu sein. Ich wurde in einen Salon geführt, in dem eine Dame mich empfing. Ich habe auch heute noch keine Ahnung, wer sie war. Schließlich stand ich in einem abgelegenen Herrenzimmer, und als-

bald erschien der Unbekannte. Vergebens tastete ich im Gedächtnis nach allen mir erinnerlichen Bonzengesichtern. Dieser Mann kam mir völlig unbekannt vor. Das einzige Merkmal war, daß er nur einen Arm hatte; sein Gesicht trug keine markanten Züge.

Leider kann ich mich nur mehr vage an das Gespräch erinnern, das wir führten. Er nannte keinen klaren Grund, warum er helfen wolle. Vielmehr erzählte er von seiner Jugend, aus seinem Leben und daß er alle Religion, allen Gottesglauben abgestreift habe, weil das doch alles "ein leeres Geschwätz" sei. Erst im Nationalsozialismus habe er die Bestätigung für seinen Idealismus gefunden; nur hier werde d a s gehalten, was versprochen wurde,

und es werde nicht auf Belohnungen in einem imaginären Jenseits hingewiesen. Da wisse man wenigstens, woran man sei. "Das stimmt", dachte ich mir. Weshalb mir dieser Fremde so viel Einblick in sein Leben und seine politischen Anschauungen gab, habe ich nie ganz ergründet.

Erst dann sagte mir mein Gegenüber, daß er Kurts Artikelserien in "Der gerade Weg" gelesen habe.

"Schreiben kann der Mann", fügte er hinzu. Und dann kam das Unfaßliche: Er fragte, ob Kurt wohl bereit wäre, mit ihm und für die Sache (also den Nationalsozialismus) zu schreiben und zu arbeiten, ob er sich verpflichten würde, in Österreich Propaganda für den Nationalsozialismus zu machen. Wenn ja, dann

könnten wir jetzt gleich zusammen nach Stadelheim fahren und ihn abholen.

Es dröhnte mir in den Ohren. D a s also war der Vorschlag gewesen? Ich weiß nicht, ob ich meine Enttäuschung verbergen konnte. Am liebsten hätte ich geweint.

"Nein, das kommt nicht in Frage", sagte ich schließlich. Er deutete an, daß Kurt sehr gefährdet, und ob mir dies klar sei. Ja, das war mir klar. "Wollen Sie es sich bis morgen überlegen?" fragte er noch.

Wozu überlegen? Ich schüttelte den Kopf.

"Gut", sagte er, "dann gibt es eigentlich nichts mehr zu besprechen."

So fuhr ich durch die dunkle Nacht zurück, und im Wagen habe ich dann wirklich geweint. Das Ganze war eine furchtbare Enttäuschung geworden.

Am nächsten Tag fühlte ich mich wie zerschlagen. Müde kroch ich aus dem Bett, fröstelte und dachte mit einem bangen Vorgefühl an meinen Weg nach Stadelheim. Ich fühlte mich neuerlichen Aufregungen kaum gewachsen. Nachdem ich alles besorgt hatte, was ich Kurt mitbringen wollte, fuhr ich mit der Tram bis zur Endstation, von wo man etwa 20 Minuten zu Fuß bis zur Strafanstalt gehen mußte. Als ich die Straßenbahn verließ, pfiff ein eisiger Wind über die endlosen, kahlen, schneebedeckten Felder. Ich stapfte vorwärts, trotzdem mich der Sturm fast umwarf.

Ich kann mich kaum erinnern, je im Leben so gefroren zu haben, wie in dieser halben Stunde. Die Finger wurden mir steif, die Pakete schwer. Am ganzen Horizont alles grau, der Himmel, der Boden; nur dichte Schwärme von Krähen hoben sich als schwarze Flocken vom Hintergrund ab. Ihr schrilles Krächzen, wenn sie sich in die Lüfte hoben, war keine ermutigende Begleitmusik am Wege zu einem Gefangenen. Eine tiefe und hoffnungslose Traurigkeit ergriff mich, während mich ein Schüttelfrost nach dem anderen erschauern ließ.

Die Formalitäten der Gefängnisvorzimmer kannte ich schon zur Genüge. Endlich wurde ich von einem Wärter durch lange Gänge geführt; mir fiel der große Schlüssel auf, mit dem er mir die

Tür in ein Wartezimmer umständlich aufsperrte. Neues, endloses Warten. Dann hörte man wieder Geräusche, und hinterm Gitter erschienen zwei Gestalten, und in der Dürsterheit des Raumes, in dem kein Licht brannte, erkannte ich die Silhouette von Kurt. Er war im Sträflingsanzug, mit ganz kurz geschnittenem Haar, war hundemager, aber sichtlich erleichtert wegen meines Erscheinens. Ich brachte es nicht übers Herz, ihm von meinen unzähligen, mißglückten Unternehmen zu erzählen, sondern deutete ihm nur an, daß viele Eisen im Feuer seien und daß er nur die Geduld nicht verlieren dürfe.

Der Wärter, der uns bewachen sollte, stand gleichgültig dabei; er sagte nichts und ließ uns reden. Kurt erzählte, daß ihm

Marie Lies Aretin einen Kanarienvogel geschickt habe und daß er ihm täglich die altösterreichische Kaiserhymne vorpfeife; er (der Kanari) könne die ersten Takte von Haydn schon ganz brav nachpfeifen. Die tödliche Langeweile der Einzelhaft, sagte Kurt, sei das Ärgste gewesen. Jetzt befinde er sich mit zwei anderen Männern in der Zelle, Leuten, die "ganz harmlos" seien.

Die Minuten schritten vor, und obwohl man wußte, daß die Besuchserlaubnis nur noch kurze Zeit dauern würde, wußte man nicht, was man einander sagen sollte. Der Wärter zeigte auf die Uhr: Noch drei Minuten. Ich erzählte, Kurt fragte. Noch eine Minute! Es gab nichts mehr zu sagen. Inzwischen war es

heller geworden; das trübe Licht einer jetzt brennenden elektrischen Glühlampe genügte, um mir Kurts elendes Aussehen zu zeigen. Seine rot umränderten Augen und der gehetzte Blick sagten mehr aus als das, was man sich in zehn Minuten unter Bewachung sagen konnte.

Als ich dann wieder vor dem Tor stand, war es fast finster geworden, und ein Schneegestöber fegte über die Ebene. Die Zähne schlugen mir aufeinander; ein Schluchzen stieg in mir auf. Am liebsten hätte ich mich auf den Boden sinken lassen.

Abends, in meiner Pension angelangt, konnte ich mich weder beruhigen noch erwärmen.

Am nächsten Tag war ich durch irgend eine "Protektion" (ich vergaß, durch wen) zu einer Art Audienz in den "Bayrischen Hof" bestellt. Der Standartenführer Prinz Ysenburg geruhte, mich zu empfangen. Der hohe Funktionär, der neben ihm saß, war Böhm. Ich war so heiser, daß ich nur flüstern konnte, und so schwerhörig, daß ich kaum verstand, was die beiden sprachen. Es wurde wieder über einen Austausch konferiert. Man war ganz höflich, formell und reserviert, aber ich hatte das Gefühl, daß bei dieser Unterredung nicht viel heraus schauen würde. Schließlich begleitete mich Ysenburg hinaus, und mit einem forschem "Heil Hitler!" stand ich wieder einmal vor einer Tür.....

Heimkehr

Total erschöpft kam ich am nächsten Abend nach Innsbruck zurück. In dieser Nacht hustete ich mir beinahe die Seele aus dem Leib, und ich hatte über 39° Fieber.

"Da haben Sie sich eine schöne doppelseitige Lungenentzündung geholt", sagte Dr. Brixa am nächsten Morgen. Ich fühlte mich hundeeelend. Die ganze Lage kam mir in meiner Krankheit so verzweifelt vor, daß ich fast keinen Lebenswillen mehr aufbrachte; ich wünschte mir nichts anderes, als zu sterben. Mama ließ mich aus ihrer Küche besonders gut versorgen - aber ich konnte kaum etwas essen. Papa kam alle Abende und saß still an meinem

Es tat mir damals sehr wohl zu merken, wie gross die Anteilnahme meiner Eltern an meinem Schicksal war, besonders da in unserem Verhältnis zueinander eine gewisse Entfremdung eingetreten gewesen war: Ich musste nach dem Vermögensverlust meines Mannes mit vier Kindern ins Elternhaus zurückkehren, was eine grosse gegenseitige Belastungsprobe war.

~~sogar herrliches Verhältnis mit den Eltern anbahnte.~~ Und als mir Papa für mein erstes Aufstehen einen bequemen Lederfauteuil aus seinem Zimmer heraufschickte und schenkte, weinte ich fast vor Rührung. Die Kinder huschten herein; die treue Tieda,^{*)} die mir in vielen Jahren geholfen hatte, die Kinder aufzuziehen, pflegte und versorgte mich jetzt, Dr. Brixa kam zweimal am Tag. Ich bekam mehrere Spritzen, und die stechenden Schmerzen beim Husten hörten auf. Aber ich fühlte mich nach wie vor sterbenskrank.

Einige Tage später erschien Tieda ganz aufgeregt und meldete, ein Herr sei draußen, der mich dringend zu sprechen wünsche. Er sei der Bruder jenes "Unbekannten" von damals, habe er gesagt.

^{*)} Tochter meiner eigenen einstigen Kinderfrau Lina Hanspeter aus Südtirol, später Frau Frieda Amort, deren Umsicht und Güte wir viel verdanken.

"Es ist ein geistlicher Herr, Frau Gräfin", sagte Tieda, die mein Bedenken sah, wie ich den Besucher empfangen sollte. Ein Geistlicher? Sein Bruder? Ich war sprachlos. Gleich darauf saß der Ankömmling an meinem Bett. Er sollte mir von seinem Bruder bestellen, begann er, daß die Austauschverhandlungen gut vorwärts gingen. Er habe sich mit Staatssekretär Karwinski in Wien in Verbindung gesetzt. "Und wissen Sie, Frau Gräfin, was meinen Bruder dazu bewogen hat, Ihnen zu helfen? Das war, daß Sie es so energisch abgelehnt haben, überzulaufen". Und: "Diese Menschen haben Haltung" - ein Lob, mit dem er mir einen Stein vom Herzen nahm, denn ich hatte mir natürlich eingeredet, daß ich alles verkehrt gemacht hätte.

Als mich der Besuch verließ, war ich sehr erschöpft. Und als Hans mir abends mitteilte, daß Dr. Jakoncigg mit ihm ebenfalls telefoniert habe, die Dinge stünden gut, war ich zu müde, um mich richtig zu freuen.

Weihnachten kam; man machte mir ein Bäumerl, aber ohne Kerzen, weil ihr "Rauch" mich zum Husten gereizt hätte. Ich bekam viele Geschenke, von allen Seiten. Am Christtag setzte ich mich zum erstenmal auf Papas Fauteuil. Ich hörte um mich Reden, Stimmen, sah aber alles wie durch einen Schleier. Noch immer war ich zu erschöpft, doch begann es, aufwärts zu gehen.

Als am 31. Dezember in der Frühe mein Bruder Hans ins Zimmer

kam und mir sagte, Kurt säße bereits im Zuge und werde um 18 Uhr in Innsbruck ankommen, konnte ich es kaum glauben. Aber es traf zu. Man hatte ihn gegen einen Nazi, der ein Attentat auf Dr. Steidle verübt hatte, ausgetauscht. Um 1/2 6 Uhr nachmittags deklarierte ich, ich gehe zur Bahn. Dr. Brixa schüttelte den Kopf. "Tun Sie, was Sie nicht lassen können," sagte er schmunzelnd. Aber als ich auf der Straße stand, merkte ich erst, daß ich vor Schwindel und Schwäche kaum gehen konnte. Die Kinder und meine Brüder Hans und Oswald begleiteten mich zum Bahnhof, und eine halbe Stunde später legte ich Kurt die Arme um den Hals. Hundemager, eine Pappschachtel als ganzes Gepäck unterm Arm, stand er da, während

die Kinder und wir ihn umringten, umarmten und mit Fragen bestürmten. Zuerst gingen wir zu den Eltern, die Kurt mit Erleichterung und Freude empfangen.

Kaum, daß man noch die Kraft aufbrachte, diesen in unserem Leben so wichtigen und schönen Silvesterabend mit einem Dankgebet zu beschließen.

Noch sehe ich Kurt und die Kinder an meinem Bett knien und das Abend- oder, besser gesagt, ein Dankgebet verrichten, daß dieses schreckliche Jahr vorbei und - trotz allem - gut ausgegangen war. Und so schliefen wir denn alle mehr oder weniger erregt und doch zugleich beruhigt, erschöpft und dennoch zuversichtlich in das Jahr 1 9 3 4 hinüber.

1. Teil

W i e n 1938

Niemand wird sich später leicht eine Vorstellung von der Stimmung machen, die damals, im März 1938, in Österreich herrschte. Die Spannung zwischen den Vaterländischen und den Nazis war noch nie so offen zutage getreten wie in diesen Wochen. Es war bezeichnend, daß man kaum mehr über Privates sprach, sondern nur noch von Politik.

Mein Mann war damals politischer Redakteur eines der meistgelesenen Wiener Boulevardblätter, des "Telegraf". Da ist es begreiflich, daß bei uns von nichts anderem die Rede war, als von der geladenen politischen Atmosphäre. Daß aber auch die Kinder in den Schulen politisierten wie die Alten, zeigt vielleicht am deutlichsten, in welchen Zeiten wir lebten.

Noch erinnere ich mich genau an den Faschingssonntag, an dem ich müde von einer Fahrt nach München nach Hause kam. Es freute mich daher nicht sehr, daß mein Mann eine Einladung zu einem sogenannten "Lustigen Abend" der Katholischen Aktion angenommen hatte. Eine jener Unterhaltungen also, bei denen man vorher fragt: "Muß man gehen?" "Ich fürchte ja", sagte mein Mann. Unser Pfarrer von St.Ulrich hielt darauf, daß seine Pfarrkinder bei solchen Anlässen zahlreich erschienen.

Baby, unsere Fünfzehnjährige, kam gerade auf drei Tage Faschingsferien nach Hause (sie war interne Schülerin im Sacré-Coeur am Rennweg). So wurden gleich drei Eintrittskarten genommen. Das

Programm schien für eine Fünfzehnjährige attraktiver als für uns selbst.

Ich ging mit Baby voraus; Kurt sollte bei Redaktionsschluss nachkommen. Wir saßen unter den Honoratioren; neben mir die Geistlichkeit von den Mechitaristen. Zu meiner Linken der Kooperator von St. Ulrich. Für Kurt war ein Sessel in unserer Nähe reserviert. Wider Erwarten schien der Abend doch recht amüsant zu werden. Ein Wiener Komiker gab recht unmögliche Couplets zum besten. Die Gesellschaft war nicht prüde, so wurde viel gelacht.

Wie spät war es? Wieso war mein Mann noch nicht da? Na, das sah ihm wieder ähnlich, er mußte doch immer zu spät kommen!

Er versäumte ja das beste Programm!

Da bemerkte ich, wie er leise den Saal betrat. Was hat er denn?, fragte ich mich. Grau im Gesicht, sah er erschreckend schlecht aus. Beim Platznehmen flüsterte er mir ins Ohr: "der Kanzler ist in Berchtesgaden!"

"Ja, und!" fragte ich, aber schon, als mir die Frage über die Lippen ging, ahnte ich, was das zu bedeuten hatte. Bis zur Pause saß ich wie auf Nadeln. Dann wußte ich: Hitler hatte Schuschnigg "kommen lassen"; dieser war mittags nach Berchtesgaden gefahren. Jetzt war er noch nicht wieder in Wien.

Vielleicht hat man ihn umgebracht - ich mußte unwillkürlich an

den 1934 ermordeten Kanzler Dollfuß denken - sonst müßte er schon zurück sein. Mein Mann meinte, der Kanzler habe natürlich vorher alle Botschafter informiert und sich auch mit Mussolini in Verbindung gesetzt. So einfach sei das mit dem Umbringen denn doch wieder nicht. Aber auch er war aufs tiefste bestürzt.

Wie wenig man damals in Österreich von der Gefahr ahnte, zeigten die Fragen des sonst recht aufgeschlossenen Kooperators: "Was soll das nur bedeuten? Es wird doch nichts Politisches sein?!"

Noch in der Pause rief mein Mann seine Redaktion an - vergeblich. Das Bundeskanzleramt beschränkte sich auf die Auskunft, der

Kanzler sei noch nicht zurück.

Während sich unsere Umgebung im Fortgang der Darbietungen auf der Bühne vor Lachen bog, saßen wir drei, auch Baby, wie versteinert da. Ich glaube, wir alle spürten in einem Winkel der Seele, daß diese Kanzlerreise der Anfang vom Ende war...

Nach Mitternacht erst kamen wir heim; inzwischen war Faschings-sonntag geworden. Auf der Straße waren wir Verkäufern begegnet mit Faschingsbrezeln; kostümierte Gestalten streuten Koriandoli auf die Strassen. Zu Hause angekommen, fing mein Mann gleich wieder an, herumzutelefonieren. Immer noch dieselbe Lage, der Kanzler noch nicht zurück. Aber inzwischen schien sich eine ziemliche

Nervosität der Menschen zu bemächtigen.

"Baby, geh' doch schlafen!" sagte ich, ihr fielen ja schon die Augen zu. Sie aber flehte, aufbleiben zu dürfen; sie könne ja doch nicht schlafen, sie sei viel zu aufgeregt. Ja, das waren wir alle bis ins Innerste. Kurt ging im Zimmer auf und ab, zum Telefon und zurück. Bei allen Eventualitäten war der Refrain immer wieder: Mussolini! Man erinnerte sich an dessen Freundschaft mit Dollfuß, zugleich erwog man dies und jenes. Und Frankreich? Ach, Frankreich; was hatte Paris denn heute für eine Regierung? Die Franzosen wurden ja mit sich selbst kaum fertig. Nun aber, wo die Gefahr vor ihnen stand, daß auch Österreich verschluckt würde - nun würden sie sich vielleicht

doch einigen, wie? Und England, England würde doch nicht zusehen...
"Nein, nein, nur nicht defeatistisch sein", sagte mein Mann,
"noch ist Polen nicht verloren", und er ging wieder auf und ab.
"Mach nicht ein Gesicht, als ob wir alle schon begraben wären!
Noch ist Polen nicht verloren!" Den Tränen nahe mußte ich lächeln.
"Noch nicht, nein. Aber schau Dich selbst im Spiegel an, findest
Du, daß Du so gut aussiehst?" Er war ganz grau im Gesicht. Seine
Falten, die ohnedies immer da waren, schnitten sich als tiefe
Furchen ein. Ach, es war schrecklich. Nur Baby, kugelrund und
rosig, sah aus, als wären wir alle noch nicht verloren.

Erst gegen fünf Uhr früh erreichte Kurt ein Anruf. Der Kanzler

sei wieder in Wien. Gott sei Dank, wenigstens war er noch am Leben. Mehr war jetzt natürlich nicht zu erfahren. Wir atmeten auf.

"Mams!" ruft Baby, "Mams! weißt du was, ich bringe ihm - Schuschnigg - morgen Blumen!" Ihr Vater konnte nur lachen "Und wohin?" "Ins Belvedere! Ich habe 5.50 Schilling, mit denen wollte ich doch...."

"Marsch ins Bett!" befahl Kurt und gab ihr einen Klaps, aus dem seine ganze Zärtlichkeit sprach. "Babusch" war sein großer Liebling. "Marsch ins Bett, morgen ist auch ein Tag!" Für den Moment war uns ein Stein vom Herzen gefallen.

Am nächsten Tag ließ Kurt wohl keinen Weg unversucht, um Authen-

tisches über die Aussprache in Berchtesgaden zu erfahren - vergebens. Wie immer bei Nachrichtensperren, war der Boden für Gerüchte aufnahmefähiger denn je. Man hörte z.B., ein dem Kanzler befreundeter Geistlicher habe am Sonntag zu später Stunde eine Messe zelebriert, der der Kanzler, noch sehr erschöpft, beigewohnt habe. Oder: Die Aussprache zwischen Hitler und Schuschnigg sei furchtbar gewesen. So mischten sich Nebensachen mit durchsickernden Halbwahrheiten. Es hieß auch, daß der Kanzler noch auf der Rückfahrt in Salzburg Mussolini anzurufen versucht habe, dieser sei aber nicht zu erreichen gewesen. Bei alledem wußte man nicht, was wahr war.

Baby lief in der Früh von einem Blumengeschäft zum anderen.

Mit einem großen Veilchenstrauß fuhr sie mutig ins Belvedere,
um bald darauf niedergeschlagen heimzukehren.

Ihr Vorhaben war nicht gelungen (natürlich nicht), und sie erzählte
nun ihre Enttäuschung genau: Ein Polizist habe sie gefragt, wo-
hin sie wolle. "Zum Kanzler", sagte sie. "Stehen Sie in irgend-
einem Verwandtschaftsverhältnis zu ihm?" hatte er gefragt.

"Nein, ich habe kein Verhältnis mit ihm", hatte sie eifrig ge-
antwortet, "sondern ich möchte ihm nur die Blumen bringen!"

"So, so", sagte er, "und wer sind Sie denn?" Sie nannte ihren
Namen und sagte, daß sie Schülerin im Sacré-Coeur sei. "Leider,
leider", der Mann schüttelte den Kopf, "das wird kaum gehen.
Aber ich werde die Absicht ausrichten." Die Blumen nahm er nicht

an.

Als Baby abends in das Institut zurückkehrte, stellte sie den Veilchenstrauß in der Kapelle auf den Altar und begann mit ihren Freundinnen eine Novene, daß alles doch noch gut ausgehen möge. Ein Einfall, der den Klosterfrauen gefiel und bei dem die Schülerinnen angeblich mitmachen wollten.

Später habe ich mich oft gefragt, was sich diese Kinder dabei wohl gedacht haben. Denn wie sich später herausstellte, waren sie, bis auf vier, alle aus Familien von zum Teil illegalen Nationalsozialisten.

In den nächsten Tagen gab es Zeitungen mit weißen Zensurflecken

und Beruhigungen von Pressechef Adam, denen zufolge kein Anlaß zu Besorgnissen sei. Der Kanzler schloß sich von der Außenwelt ganz ab. Man glaubte zu wissen, daß "die Vera"*) ständig um ihn sei, die Frau, von der damals noch niemand wissen konnte, wie tapfer und treu sie später in der Not zu ihm halten würde. Man hörte auch, daß er sich nur noch mit Mokka aufrecht halte. Die gehofft hatten, ihn beim großen Ball der Deutschen Botschaft zu treffen, wurden enttäuscht, als dieser Ball plötzlich abgesagt wurde, und staunten nicht wenig, zu hören, ein intimerer Kreis von Botschafter Papens Freunden sei aufgefordert worden, dieses Fest privatim in der Wohnung eines Industriellen, des

*) seine spätere Frau, eine geborene Gräfin Czernin. Er hat sie dann unmittelbar nach seinem Rücktritt, schon in Haft der Gestapo, geheiratet.

bekannten "Zuckerl-Schmidt"*) , der ein getaufter Jude war, abzuhalten, denn es sei "schon alles bestellt und müsse doch aufgegessen werden". Offenbar sah da niemand einen Widerspruch, weder der Vertreter des Dritten Reiches, noch der Gastgeber, noch die erschienenen Standesgenossen, denen dieses "sowohl als auch" anscheinend keine Schwierigkeiten bereitete. Und immer wieder mußte ich daran denken, daß es doch vom Wiener schon immer geheißen hat, wo ein Schinken ausgesteckt ist, da rennt er hin.

Die genaue Reihenfolge der weiteren Ereignisse weiß ich heute nicht mehr. Ich erinnere mich aber, daß der Kanzler einmal auf einem Ball der französischen Botschaft erschien. Elend

*) Viktor (Toti) Schmidt, ein bekannter Wiener Industrieller

aussehend, unterhielt er sich viel mit Botschafter Pouillot. Im übrigen unnahbarer denn je, und umkreist von der berühmten Vera, besonders an diesem Abend schön wie eine Göttin. In jener Nacht war es, daß ein ungewöhnliches Nordlicht den Himmel stundenlang rot färbte. Später blieb es lange, als Vorzeichen des nahenden Krieges, in unheilvoller Erinnerung. Zufällig war beim Verband der katholischen Edelleute tags darauf ein großer Tee. Es war hauptsächlich von dem unheimlichen Zeichen am Himmel die Rede und von einem Vortrag eines bekannten Jesuiten, Pater Muckermann. Dieser hatte die Gefahr des Nationalsozialismus drastisch geschildert. Die meisten wollten das damals aber nicht hören.

Wie könne denn ein Geistlicher so haßerfüllt reden? Das wäre ja gegen die christliche Nächstenliebe, meinte Graf Seher-Thoss, (seine Frau war eine Amerikanerin). Ich erzählte ihm, der vor kurzem erst nach Wien gekommen war, von den Papierböllern,^{*)} die seit Wochen alle unsere Versammlungen gesprengt hatten, und wie es die Nazis bei uns trieben. "Und schließlich der Dollfußmord, ist denn der nicht gegen die christliche Nächstenliebe gegangen?", fragte ich ihn. "Nun ja", meinte er mit der Miene des überlegenen Reichsdeutschen, man müsse doch unterscheiden, ob jemand Privatmensch, Politiker oder Geistlicher sei. Auf jeden Fall habe dieser Muckermann maßlos übertrieben. Wir gerieten sofort aneinander. Ich merkte, daß der Graf von unseren Angelegenheiten einfach keine

^{*)} Sprengkörper , mit denen die Nazis Unruhe stifteten

Ahnung hatte. Es entstand eine heftige Debatte. Maria Fedrigotti war eigentlich die Einzige, die zu mir hielt in diesem Kreis von katholischen Standesgenossen, während die anderen immer wieder einen Pater Jauner zitierten, der, ein ehemaliger Kavallerieoffizier, sich in Adelskreisen positiv zu den Nationalsozialisten stellte (ob bewußt oder unbewußt, kann ich nicht beurteilen).

Ich persönlich habe nie verstehen können, wie man von Jauner mit seiner Offiziersmentalität von 1913 ein Urteil erwarten konnte. Er hatte aber einen großen Anhang und es war so viel bequemer, Pater Jauner zu glauben, als Pater Muckermann.

Wahl in Österreich

Es kamen die Tage, in denen man allgemein von einer bevorstehenden

Wahl zu sprechen begann. Auf der Straße wimmelte es von Menschen. Die zwei Parteien zogen in offener Gegnerschaft aneinander vorbei. Bei der Oper zum Beispiel und vor dem Deutschen Verkehrsbüro, in dessen Fenster ein Hitlerbild stand, fand immer ein "Korso" statt. Auf der einen Seite wurden Hakenkreuze verkauft, während auf der anderen das Abzeichen der Vaterländischen Front getragen wurde. Ab und zu kam es zu Plänkeleien, zu denen die Polizei meist "zu spät kam" oder das berühmte Auge des Gesetzes zu-drückte.

Mein Mann kam um diese Zeit noch unpünktlicher als sonst zu den Mahlzeiten heim; er ging immer schnell vor Tisch an irgendeinen exponierten Ort, um "ein bisserl zu raufen" und sich dadurch

Luft zu machen. Erhitzt und leicht "verwundet" kam er dann nach Hause, behauptete aber, sich nun bedeutend wohler zu fühlen.

Hier und auch da, wenn einmal mein Mann etwas ruhiger war, wagte ich mich mit der Frage an ihn heran, was denn aus uns werden würde, wenn "die Sache schief gehe". "Ach, hör mir doch damit auf!", sagte er. "Ich fange ja gerade erst an", protestierte ich. "Du mußt doch rechtzeitig weg. Aber wohin denn, um Gottes Willen?" "Das lass' doch meine Sorge sein", sagte er. Aber ich gab keine Ruhe. Es war noch nicht vier Jahre her, da hatten wir das Debakel in Deutschland mitgemacht. Mir als seiner Frau lag es noch gehörig in den Gliedern. Gott im Himmel, sollte man das Ganze nun

noch einmal erleben? Noch einmal diese Angst um Leben und Tod? Konnte man sich eine Illusion darüber machen, daß mein Mann, wenn er den Nazis ein zweites Mal in die Hände fiel, glimpflich davonkommen würde? Und er saß da und schien keinen Augenblick darüber nachzudenken, was aus uns allen werden sollte! Das konnte mich rasend machen. "Wie kann man nur so rein persönlich und kleinlich denken!", sagte er, "jetzt gehts ums Ganze, um Biegen oder Brechen". "Ja, brechen!", sagte ich. Er wurde wild. "So hör' mir doch schon endlich mit diesem Unken auf!", schrie er, "das ist eine echt österreichische Eigenschaft, daß man vorher schon den Teufel an die Wand malt!" Sein Widerspruch und scheinbarer Leichtsinn reizten mich:

"Sollen wir denn noch einmal von A bis Z draufzahlen? Du hast doch gerade eine Artikelserie für London geschrieben. Könntest du dich nicht mit dem Verleger in Verbindung setzen und eventuell jetzt schon nach London fahren, damit du dort bist, wenn es hier drunter und drüber geht?" "Du bist wohl verrückt!", sagte er, "oder hast du bisher noch nicht gemerkt, daß ich sozusagen angestellt bin, daß ich einen Vertrag und eine Verpflichtung habe und nicht einfach eines Tages in der Früh von der Redaktion wegbleiben kann?" "Aber dein Chef muß das doch verstehen!" "Einen Dreck wird er verstehen, und ich verstehe dich auch nicht!" "Nein, du verstehst es nicht, das merke ich! Du hast es nie verstanden, daß du eine Frau hast und Kinder, und daß die Kinder,

seit sie leben, nichts als Katastrophen mitgemacht haben, die du ihnen eingebrockt hast! Und jetzt findest du, es sei noch immer nicht genug! Ich tu' nicht mehr mit, ich tu' einfach nicht mehr mit!"

Ich war ganz außer mir. Wut und Angst ohnegleichen packten mich bei dem Gedanken, daß nun alles wieder von vorne anfang, alles, was mir noch von 1933 in den Gliedern steckte. Auch für eine Frau, die ihren Mann liebt, ist es schwer, ihr Leben mit echten Risiken seiner politischen Existenz in Einklang zu bringen und wird es wohl immer bleiben.-

Mein Mann verstand das wirklich nicht. Es war in seinen Augen absolut belanglos, was wir persönlich noch zu erleben hatten,

ging es doch um die Existenz von Österreich! Unser Gespräch hatte ihn angeregt, für die Londoner Zeitung noch ein Artikel zu verfassen, und, wie gewöhnlich, fing er an, mir zu diktieren. Während ich noch an den Tränen würgte, mußte ich schon wieder dasitzen und "Politik betreiben", obwohl mir doch hundert andere Fragen viel näher lagen. Aber ich staunte über das, was er mir diktierte. Es war wirklich ein Weckruf und eine letzte Warnung an die Westmächte, die immer noch nicht erfaßt zu haben schienen, worum es in Europa ging. Und wie oft mußte ich später an diesen Artikel denken, der die Frage aufgeworfen hatte, wie lange man noch zusehen würde, wie es die Nazis bei uns trieben, und wie lange es noch dauern könne, daß auf einmal in der Zeitung stehen würde,

daß "heute in aller Frühe die Deutsche Wehrmacht die Grenze überschritten hätte und die Besetzung Österreichs im Gange sei..."

Nie habe ich verstanden, wie jemand so unkonsequent sein konnte, wie mein Mann. Es sah aus, als wisse er einesteils ganz genau, was geschehen würde, im Moment aber, da man für die Familie Beschlüsse daraus ziehen wollte, fing er zu toben an. "Defaitismus! Pessimismus!" hieß es dann, und der Streit ging von neuem los.

Aber auch an praktische Dinge mußte ich ihn immer wieder erinnern: Er hatte, da wir keinen Safe besaßen, ein paar Juli-Süd-Aktien von mir mit ins Büro genommen und in der dortigen

Kasse verwahrt. An die Plünderung seiner Münchener Redaktion denkend, bat ich ihn immer wieder, diese Aktien nach Hause zu bringen. Er vergaß es aber immer wieder, und ich vergaß es schließlich auch; zu meinem Unglück, denn diese als solche belanglose Sache sollte mir später noch sehr unangenehm werden....

Noch nie hatte ich Menschen so aufgescheucht gesehen, wie in dieser Zeit. Wir, die wir am 12. März 1937, also gerade ein Jahr vorher, von Innsbruck nach Wien übersiedelt waren, hatten ziemlich zurückgezogen gelebt, und wenn Kurt am Abend nach Hause kam, war er in der Regel derart müde, daß wir selten Gäste hatten. Nun aber schwirrten Besucher nur so um uns herum. Kurt war als Prophet

ausgegraben worden. Alle, die immer fanden, er übertreibe oder auch seine Münchener Erlebnisse gingen sie ja nichts an, bestürmten ihn nun mit Fragen über Politik. Man traf sich da, man traf sich dort. Nie kamen wir vor Mitternacht ins Bett, und Kurt mußte doch jeden Tag um 6 Uhr wieder aufstehen. Mit Besorgnis sah ich, wie elend er gesundheitlich dran war; er hätte Ruhe gebraucht, Ruhe und Schlaf, aber er war viel zu erregt, um schlafen zu können. Und mir ging es ja auch nicht besser.

Ein kleiner Zwischenfall fällt mir ein, der sich in diesen Tagen abgespielt hat. Es kam mit der Post ein großes Couvert, auf dem außen stand: "Der Bundeskanzler". Zu meinem Staunen sah ich

auf der Adresse: "Comtesse Maria Strachwitz, Schülerin der 6. Klasse des Sacré-Coeur etc.". Ich rief Baby an, es sei ein sehr interessanter Brief für sie da. Mit zitternden Händen öffnete sie das Couvert und mit einem Freudenschrei empfing sie das beigelegte Photo von Schuschnigg, auf dessen Rückseite etwas stand: Er habe mit Rührung von ihrer Absicht gehört, ihm Blumen zu bringen, und danke herzlich. Die Widmung endete mit den Worten: "Gott schütze Sie und unser liebes Österreich!" Man kann sich vorstellen, wie "stolz" die Kleine war! Natürlich zeigte sie das Bild in ihrer Klasse herum, und alle gratulierten ihr, und die Klosterfrauen waren stolz. Schließlich wurde das Schuschnigg-Bild auf Babys Pult blumengeschmückt aufgestellt.

Es gibt genug Geschichtsschreiber, die die politischen Ereignisse dieser Tage geschildert haben. Es herrschte die größte Spannung, die man sich vorstellen kann, denn nun kam endlich das, was längst hätte kommen sollen, die von Schuschnigg beabsichtigten Wahlen. In einer Rede, die der Kanzler in Innsbruck hielt, verkündete er die bevorstehenden Wahlen und entfachte damit neue Hoffnungen und neuen Tätigkeitsdrang. Die Reserveoffiziere wurden aufgefordert, sich zu melden. Meinen Mann veranlaßte das, sich mit Munition für seine Pistole zu versorgen. Nachher erzählte er mir, daß es ihm aufgefallen sei, mit welcher haßerfüllten Miene ihm in einem Geschäft am Kohlmarkt diese Patronen ausgefolgt worden waren, nachdem er mit gewohnter Unbekümmertheit zu verstehen gegeben hatte,

wozu er sie vielleicht brauche. Der Gedanke, sich nötigenfalls bewaffnet wehren zu können, befriedigte ihn sichtlich.

Am 10. März abends kam Überraschend Ingenieur Pollak zu uns, den wir von Innsbruck gut kannten. Nie habe ich zwei Männer derart d'accord gesehen, wie damals ihn und meinen Mann; wie einst in der alten K. und K. Armee hätten sie am liebsten kroatisch gesprochen, so sehr fühlten sie sich ihr noch zugehörig, so sehr aber haßten sie jetzt die "Deutschen". Die Wahrheit aber wollten sie nicht sehen; das heißt, Pollak sah sie wohl, ließ sich aber vom Kampfgeist meines Mannes mitreißen. Ein Schwips beflügelte ihren Optimismus, und zum Abschied fielen sie sich

fast um den Hals.

Die Flucht

Am nächsten Tag, einem Donnerstag, rief mich mein Mann an und sagte mir, er komme später zu Tisch, denn er sei um ein Uhr beim Bundespräsidenten Miklas.... Als er um drei Uhr endlich kam, erzählte er, dieser habe geklagt, daß der Kanzler sich auch von ihm zurückziehe, daß er - Miklas - eigentlich ebenso wenig wisse, wie alle anderen, und daß man auf ihn nie gehört habe. Er sei noch immer der alte Parlamentarier und immer schon für die Wahl gewesen, und daß sie jetzt erst stattfinde, sei nicht seine Schuld. Sie besprachen noch allerlei über die bevorstehende Wahl (an etwas anderes dachte man nicht mehr). Kurt erzählte

auch, daß er um 17 Uhr in der englischen Botschaft beim Militär-attaché, einem Captain Banfield, sei, und dann direkt nach Hause komme, da er heute in der Redaktion nichts mehr zu tun habe.

Wer nicht kam, war mein Mann; aber gegen Abend rief ganz aufgereggt Ingenieur Pollak an, ob die eben durchgegebene Meldung des Prager Senders, daß die Wahl abgesagt sei, stimme? Ich traute meinen Ohren nicht. "Die Wahl abgesagt!? Das ist doch unmöglich!", rief ich. Ich vereinbarte mit Pollak, daß er versuchen wolle, meinen Mann in der englischen Botschaft zu erreichen. Da läutete das Telephon schon wieder und es war mein Mann. Ich erzählte ihm vom Anruf Pollaks. "Um Gotteswillen!" hörte ich ihn sagen. "Hast

du denn nichts davon gehört?" "Nein, ich warte seit einer Stunde bei Banfield, aber er ist immer noch nicht da. Ich muß natürlich sofort in die Redaktion! Komm du auch hin!"

Mein Herz klopfte zum Zerspringen. Die abgesagte Wahl, das war nun wohl das Ende. Schon lief ich die Treppe hinab. Auf der Straße, sonst leer um diese Zeit, wälzten sich Menschenmassen. Kaum konnte ich mich durcharbeiten. Beim Deutschen Volkstheater stand ein verwahrlost aussehendes Individuum auf einem Faß und brüllte: "Wir sind frei! Wir sind frei! Der Kanzler hat abgedankt, Heil Hitler!" Brausender Beifall folgte seiner Rede, meine Knie wankten. Es wundert mich heute noch, wie es mir gelungen ist, ein Taxi zu finden; ich drückte dem Chauffeur eine Geldnote in die

Hand und rief ihm zu: "Universitätsstraße 4!"

Wenn ich sonst in die Redaktion gekommen bin, war dort immer ein Riesenlärm; nicht nur der übliche Redaktionslärm, nein es ging meist tatsächlich zu, "wie in einer Judenschule". Umso erschreckender wirkte heute die Grabesstille. Das Vorzimmer war leer. Als ich die vielen Räume durchquerte, sah ich lauter reglose Gestalten umherstehen, bleich, verstört, wie Schatten. Niemand nahm Notiz von mir. Fragte ich nach meinem Mann, war es, als rief ich den Befragten erst in die Wirklichkeit zurück. In der Tat waren es wohl lauter zum Tode Verurteilte, die da umherstanden, fast alles Juden. Das Entsetzen war ihnen vom Gesicht abzulesen. Egoistisch setzte ich meinen Weg fort, nur von dem

einen Gedanken erfüllt, meinen Mann zu finden....

Da war er endlich! Soeben wiederholte das Radio die Abschiedsrede des Kanzlers; ich hörte noch seine Schlußworte "Gott schütze mein armes Österreich..."

Mein Mann saß im Mantel am Schreibtisch, den Kopf in die Arme vergraben, ich hörte ihn schluchzen. Sein Hut lag neben ihm am Boden.

Totenstille. Ich war wie gelähmt. In mir war nur ein Gedanke: Weg, weg, weg von da! Ich wußte, daß es hier in ein paar Minuten lebensgefährlich sein würde. Mir war, als müsse ich meinen Mann wecken, so erstarrt schien er. Ich zernte an ihm, rief ihn, redete auf ihn ein. Er aber rührte sich nicht! Ich fühlte die Gefahr

näher kommen, immer drohender wurde die Stille in der Redaktion. Mein Mann sah verwirrt auf, so, als müsse er sich erst entsinnen, wo er sei. Dann aber sprang er auf, sagte mir, ich solle nur noch einen Augenblick warten, er müsse noch zum Chef ins andere Zimmer gehen, und schon stürmte er, wie von Sinnen, davon.

Ich saß wie auf Nadeln. Was um Gottes Willen will er denn jetzt noch beim Chef? Jetzt war doch bei Gott der Moment gekommen, wo er weg mußte, mit oder ohne "Erlaubnis". Unten auf der Straße tobte die Menge; das "Sieg-Heil-Geschrei" drang von der Straße herauf; ich konnte vor Angst kaum mehr atmen. Nach einer Weile wurde mir das Warten zu lang. Ich wollte ihn suchen, als mein Mann unter der Tür erschien, mich bei der Hand nahm und über die

Stiege mit mir hinabließ.

Das Taxi wartete merkwürdigerweise noch. Ich traute meinen Ohren nicht, als mein Mann dem Fahrer unsere Wohnung und Hausnummer zurief. Wollte er also doch noch nach Hause? Wollte er am Ende gar nicht weg? Was hatte er vor? Wo sollte er sich nun verstecken?

In unserem Haus war nach der Berchtesgadener Unterredung plötzlich ein Hausbesorger zum Vorschein gekommen, der offenbar in Wöllersdorf^{*)} gesessen hatte. Der spitzelte seit Tagen herum und würde das bestimmt heute erst recht tun.

Das Taxi konnte sich den Weg kaum bahnen. Und mein Mann saß neben mir und schluchzte und schluchzte. Ich redete auf ihn

*) "Anhaltelager" während der Ära Schuschnigg für National- 99
sozialisten, Sozialdemokraten und Kommunisten

ein, versuchte ihn zu trösten und ihm "Lust" zu machen, woanders eine neue Existenz anzufangen. Er, der viele Sprachen beherrschte, überall auf der Welt mit Leichtigkeit zu Hause war, würde sich schon zurechtfinden. Aber wie sollte er noch von hier wegkommen?

Er murmelte etwas von der englischen Botschaft, von einem Auto, von einer Grenze. Hatte er etwas vorbereitet? Aber wir hatten ja kaum Zeit zum Reden; schon liefen wir die Stiege hinauf, ohne jemanden zu begegnen, und ich sah zu meiner Beruhigung, daß mein Mann die Situation zu meistern begann. Während er die Pistole lud, schenkte ich ihm ein Glas Wein ein, das einzige, was ich ihm in der Eile bieten konnte; als ich dann aber sah, wie er sein

Sterbekreuz einsteckte, gab es mir einen Riss. Noch ein paar Griffe in Schubladen, und sein "Gepäck", ein winziger Handkoffer, war fertig. Schon stand er im Vorzimmer, griff nach Mantel und Hut und drehte sich zu mir um. "Komm' mit!", sagte er dann eindringlich, "komm' mit!"

Einen Augenblick nur war ich versucht, ebenfalls einfach mit ihm davonzulaufen. Das Zurückbleiben schien eine Hölle. Aber die Kinder! Die Kinder! Die konnte ich doch nicht alleinlassen, die durften doch nicht eine leere Wohnung vorfinden.... "Ich komme nach, sobald ich kann!" sagte ich. Er machte mir ein Kreuzl auf die Stirn. "Welche Grenze?" fragte ich noch. "Ich weiß es nicht. Man weiß ja nicht, ob die Grenzen nicht alle schon gesperrt sind. Aber

wenn es irgendwie geht, kriegst du heute noch telephonisch Nachricht. Dann sage ich, >es geht mir gut<, und das heißt dann, ich bin noch hinausgekommen". Noch einen Kuß und.... fort war er. Mit zitternden Knien ging ich durch das Speisezimmer in den Salon zurück.

Plötzlich ein Knall.... War es ein Schuß? Ich fuhr in die Höhe; ich lief wieder ins Vorzimmer, stieß mit dem Mädchen zusammen. Das war ganz aufgeregt: "Frau Gräfin, es hat g'schossen!" Und sie zeigte auf Splitter einer zerbrochenen Fensterscheibe. Ich reiße die Wohnungstür zum Stiegenhaus auf. Totenstille, kein Mensch! Nur das "Sieg-Heil"-Geschrei dringt herein. Von meinem Mann keine Spur mehr.

Am Telephon meldet sich wieder Ingenieur Pollak, der wissen will, was los sei. Er erfaßte die Situation sofort, fragt nur noch, ob ich in ihrer Wohnung übernachten wolle. Ich war gerührt und wäre nur zu gern hingegangen, konnte aber wegen des Anrufs von meinem Mann nicht fort. Es war schwer, das Pollak am Telephon begreiflich zu machen; endlich versteht er meine Andeutung. Ich merkte wie erschüttert er selbst war.

Weniger klarblickend waren andere meiner Freunde. In gut gemeinter Teilnahme stellten sie die unglaublichsten Fragen: "Wo ist Kurt?" "Ist er noch weggekommen?" Ja, es fehlte nicht viel, daß sie fragten, "an welcher Grenze ist er denn?", so daß ich nur zu antworten gehabt hätte: "Er ist da und dort, und wenn man sich

sehr beeilt, erwischt man ihn noch...." Am liebsten wäre ich gar nicht mehr an den klingelnden Apparat gegangen, aber ich wußte ja nie, ob nicht er es sei...

Es wurde immer später.... Das Mädchen brachte mir etwas zu essen, nachdem es gefragt hatte, ob denn der Herr Graf heute nicht nach Hause komme.... Was wußte sie? Ahnte sie etwas von der Lage, in der wir uns jetzt befanden?! Es schien mir unwahrscheinlich. Allerdings, woraus sollte sie schließen, daß "der Herr Graf" gerade dabei war, zu "fliehen?" Die allgemeine Propagandahetze hatte noch nicht eingesetzt. Sie schien mir eher indifferent.

Draußen auf der Straße lärmten und tobten noch immer unübersehbare

Menschenmengen. Es war, als ob die Leute verrückt geworden seien. Wo kamen denn jetzt, um Gotteswillen, diese Tausende und aber Tausende von Nazis her? Hatte man denn sich wirklich so getäuscht, zu glauben, daß eine Wahl gut hätte ausgehen können?

Um die Zeit bis zur ersten Hausdurchsuchung auszunutzen, begann ich, Papiere und Bücher zu sortieren und Manuskripte zu verbrennen. Aber es war soviel, so entsetzlich viel Material da; die Öfen brannten schon alle und auch die Becken "faßten" das viele Papier nicht mehr, das ich hinunterspülen wollte.

Und dann werde ich entsetzlich müde. Frierend sitze ich da und warte. Ich glaube, nie in Leben bin ich mir so verlassen vorgekommen. Und ich wußte zugleich, daß dies erst der Anfang von

einem großen Alleinsein überhaupt sein werde. Mir war klar, ich würde diesen Kampf allein auszufechten haben und bekam schreckliche Angst. Es wurde später und später. Endlich wurden auch die Straßen ruhiger.

Lebte Kurt noch?! Oder war alles schon vorbei?

Immer aufs Neue packte mich der Schauer vor der Zukunft! Gott im Himmel, was erwartete mich jetzt? Ich kann mir keine Illusionen machen. Ich denke an die Kinder und weiß, daß jetzt jedes auf seine Art in besondere Schwierigkeiten kommen würde. Der große Bub^{*)}, im Gymnasium der Benediktiner in Seckau in der Steiermark in der achten Klasse politisch tätig, hatte in Nachbarorten Propagandareden für die "Vaterländischen" gehalten. Meine kleine

*) Mein ältester Sohn Georg, gefallen 1941 als Leutnant der Wehrmacht in Rußland

16-jährige "Maus"*) ; ihr "vaterländischer" Fanatismus hatte mich manchmal zum Lachen gebracht. Nun wird sie wohl in ihrer Schule in Innsbruck verfolgt, angezeigt und gequält werden. Wie sich Baby**) zu den Ereignissen stellen würde, konnte ich voraussehen; sie schien sogar die Reifste von den Vieren, das ganze Unglück wie eine Erwachsene erleidend und erfassend.

Am meisten bangte mir in jener Nacht um meinen Kleinsten***), der sich bei einem befreundeten Ehepaar in Innsbruck befand. Mir war klar, daß der Freund meines Mannes, ein Dr. Fessler, Propagandist

*) Meine Tochter Elisabeth

**) Meine jüngste Tochter Maria

***) Mein jüngster Sohn Oswald

der Vaterländischen Front, noch in dieser Nacht verhaftet werden würde. Ossi würde dabei sein; ich konnte mir ausmalen, wie das auf das Gemüt des 13-jährigen wirken mußte.

Erste Botschaft

Das Morgengrauen kam durch die Fenster, als das Telephon klingelte. Ich sprang hin und hörte eine fremde Stimme, nur die Worte: "Er läßt sagen, es gehe ihm gut". Bevor ich antworten konnte, brach das Gespräch ab. Das war das Stichwort für das glückliche Passieren der Grenze. Mit einem "Gott sei Dank" sank ich auf mein Bett. Ich war völlig erschöpft.

Am folgenden Morgen fuhr ich ins Sacré-Coeur, um Maria zu sagen, ihr Vater wäre gut über die Grenze gekommen. Flugzeuge warfen

Über der Stadt Flugblätter ab. Eines auffangend las ich:

"Himmeler in Wien!" Ich wußte genug - - -.

Die letzte Nacht hatte meine Nerven mitgenommen, ich wurde meiner Tränen nicht mehr Herr. So saß ich in der "Tram" und weinte in mein Taschentuch. Fast alle Mitfahrenden waren in überströmender Festesstimmung. Nur eine Frau neben mir zupfte mich am Ärmel und fragte mitleidig: "Ja, warum weinens' denn, hat man Ihnen am End' gar wen erschlagen?"

Im Kloster mußte ich, wie gewöhnlich, im Sprechzimmer lange warten. Schließlich beklagte ich mich bei der Pforte; ich wolle doch meiner Tochter die Angst und Unruhe um ihren Vater nehmen. Aber die Ereignisse schienen noch nicht bis hierher gedrungen oder

man schien die Situation nicht zu erfassen. Aber das verweinte Gesicht meiner Baby, die endlich kam, sagte, daß sie verstanden hatte. Kaum waren wir beisammen, erschien eine Klosterfrau und bat Maria, die Photographie Schuschnigg zu vernichten. Sie gefährde das ganze Kloster. Ich muß sagen, daß mich diese realistische Äußerung im klösterlichen Milieu betroffen machte. An ein solches Maß der Bedrohung hatte ich noch nicht gedacht. Baby sagte, die ganze Klasse sei jetzt über sie hergefallen, alle seien Nazis, fast alle illegal. Nur drei oder vier Mädels dächten noch "vaterländisch". Baby wurde jetzt anscheinend von vielen gemieden oder angegriffen. Ihre Enttäuschung krönte eine Mitschülerin, Tochter eines Redakteurs der regierungsnahen "Reichspost", die schadenfroh

von der Verhaftung des Chefredakteurs Dr. Funder erzählte. Auf der Flucht im Auto sei Funder bei ihrem Vater erschienen, der sich in diesem Moment als Illegaler zu erkennen gab, Dr. Funder an der Flucht hinderte und zur Anzeige brachte. Er wurde daraufhin verhaftet und kam in das Konzentrationslager Dachau.

Es hieß, die Schule würde nun eine zeitlang geschlossen. Niemand dachte daran, uns aufzuhalten, als ich meine Tochter sofort mit nach Hause nahm. So packte denn Baby ihr Schuschniggphoto und ihre sonstige Habe ein und wir verließen bedrückt das Haus, mit dem wir uns so verbunden geglaubt hatten.

Die Gestapo kommt

Wieder daheim, stand bereits ein Herr vor der Tür, der sich als

Gestapobeamter legitimierte. "Wo ist der Herr Strachwitz?", fragte er. "Er ist fort", antwortete ich. "Wann ist er fort?" "Gestern Abend". "Und wohin ist er gegangen?!" "Ich weiß es nicht." "Das ist doch nicht möglich; Sie müssen doch wissen, was er vorhatte!" "Ja, das weiß ich schon. Er hatte vor, über die Grenze zu gehen!" "Hat er denn dazu einen Grund gehabt?" "Ja", sagte ich. "Und welchen!?" "Er war ein Jahr in einem Konzentrationslager in Bayern und hat es vorgezogen, dies nicht noch einmal zu erleben". "Aha. Er hat also einen Fluchtversuch gemacht. Gut. Geben Sie mir Ihre Handtasche; danke!"

Er durchsuchte meine Tasche, nahm den Wohnungsschlüssel und sagte, er werde sich jetzt ein paar Schlüssel nachbestellen, denn von nun

ab sei die Wohnung unter Bewachung. Er probierte alle Schlüssel aus, bis er den Schreibtischschlüssel fand, und öffnete die Schreibtischlade. Das erste, was er fand, war mein Reisepass. "Aha", sagte er, "da ist er ja. Sie werden nicht mehr über die Grenze kommen". Und er steckte den Paß ein. Dann stand er auf, sagte "Heil Hitler!" und ging.

Mein Paß!!! Erst jetzt wurde mir klar, was mir damit angetan worden war. Nun saß ich in der Falle. Eine Schranke schien vor mir nieder zu gehen. An vieles hatte ich gedacht, daran nicht.

Auf weitere Hausdurchsuchungen gefaßt, begann ich mit Baby neuerdings Schriften zu sortieren. Eine ganze Menge "hoch-

verräterischer" Dinge war da, ja, mir kam jetzt vor, die ganze Bibliothek sei ein einziges Bekenntnis gegen den Nationalsozialismus. Wohin mit dem Zeug?! Wo sollte man das alles verbrennen?! Wir versuchten, einiges in Handtaschen zu packen und besprachen, wohin man sie schaffen könne; mir fiel nur unsere Pfarre St. Ulrich ein. Der Kooperator würde schon helfen. Ich eilte hinüber und fragte, ob ich diese Ladung bei ihm abgeben dürfe. Er war sehr hilfsbereit, sagte dabei, er müsse natürlich alles gleich verbrennen, denn er erwarte jeden Augenblick selbst die Gestapo. Aber sie hätten einen riesigen Herd in der Pfarre, und da würde alles rasch in Flammen aufgehen. Beim Heimkommen bemerkte ich, an der Hausmeisterwohnung vorbeikommend, eine Menge

ziemlich verdächtig aussehender Leute, Gestapospitzel. Wie sollten wir nun mit unserem gefährlichen Gepäck beim Haus hinauskommen, ohne erwischt zu werden? Wir verließen uns darauf, daß diese Menschen wohl auch einmal Mittag essen würden und fanden das Stiegenhaus dann auch leer. Wir konnten nicht nur mit unserem Bücherkoffer durchschlüpfen, sondern auch gleich die Schreibmaschine und einen Koffer mit Wäsche und Kleidern wegbringen, um sie meinem Mann eventuell später nachschicken zu können, bevor, wie wir annahmen, alles gestohlen würde.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Ich ging in die Messe. Als ich gegen 11 Uhr nach Hause kam, lief mir Baby entgegen und rief: "Mams! Denk' dir, der Paps hat telephoniert!!" Ich war sprachlos.

"Der Paps?! Ja, von wo aus denn? Wo ist er denn?!" "In Schottland!" Ich mußte lachen. Aber Baby blieb dabei: "Ja, ganz bestimmt; er hat mir gesagt, ich soll es dir sagen, er bleibt in Schottland, bis er weiß, daß uns nichts passiert ist; und du sollst wissen, daß er erreichbar ist und daß es ihm gut geht!" Baby war nicht von dieser Unmöglichkeit abzubringen; sie behauptete, es habe auch vorher am Telephon geheißen - wie immer bei Ferngesprächen: "Schottland ruft!" Während wir beide noch ganz aufgereggt redeten, hörte ich, wie sich leise ein Schlüssel an der Wohnungstür drehte. Es war der Kommissar von gestern. "Nun?", sagte er nicht unfreundlich, "Nachrichten bekommen? Noch immer nichts? Das ist aber doch merkwürdig". Stille. "Sie wissen also gar nicht, wo sich Ihr Mann

befindet?!" "Ich? Nein!"

"Er wird Sie doch verständigen! Schließlich hat er doch vier Kinder und kann nicht so einfach davonlaufen. Ich frage Sie also zum letzten Male, wissen Sie etwas von ihm oder nicht?!"

"Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß ich nichts von ihm weiß, seit er weg ist".

"Und sind Sie sich darüber klar, daß Sie sich strafbar machen, wenn Sie eine falsche Auskunft geben!? Wissen Sie, daß Sie für Ihre Antworten haften?! Wissen Sie, daß Sie Hochverrat begehen, wenn usw., usw...." (Nun kam eine ganze Litanei, in der er aufzählte, was uns alles passieren würde, nach den jetzt geltenden Bestimmungen). Dann drängte er wieder: "Also Post haben

Sie keine bekommen? Wie ist es aber mit dem Telefon? Haben

Sie keinen Anruf bekommen?!"

"Nein!"

"Gut".

Er ging zum Telefon: "Hier Geheime Staatspolizei, B 39 6 83.

Ich bitte um Auskunft, ob diese Nummer gestern oder heute angerufen worden ist".

Ich spürte, wie mir das Blut aus dem Gesicht wich und sah zu meinem Schreck auch Baby kreideweiß werden. Die Antwort vom Fernamt schien ihn nicht zu befriedigen. Er sagte: "Nicht festzustellen bei diesem Verkehr?! Gut. Also, ich bitte, diese Nummer von jetzt ab zu kontrollieren".

Ein Aufatmen; dann wurde es fast ein Vergnügen, als die Hausdurchsuchung begann. Er forderte telefonisch Hilfe an und bald erschienen einige SS-und SA-Lackeln. Das Spiel konnte wieder beginnen (später klärte sich auch Babys Mißverständnis. Statt in Schottland war mein Mann in Sopron*) - immerhin, auch jenseits der ungarischen Staatsgrenze und damit in der Freiheit).

Ein paar Minuten nach Beginn der Hausdurchsuchung sah es in unseren Zimmern greulich aus. Keine Schublade, die nicht umgestürzt, kein Kasten, der nicht ausgeleert war. Die Fauteuils wurden untersucht, die Bilder von der Wand genommen, gar nicht zu reden von der Bücherstellage..... Alles, was irgendwie

*) Ödenburg = Sopron (sprich "Schopron")

"verdächtig" war, wurde mitgenommen.

Es war uns klar, daß dies tage-, vielleicht wochenlang so weitergehen würde. Natürlich wußte es bald das ganze Haus, wie "gefährlich" wir jetzt waren. Der Hausmeister grüßte hämisch mit "Heil Hitler, Frau Strachwitz". Offenbar konnte er seine Schadenfreude kaum verbergen. Anderes war da nicht zu erwarten. Dafür frappierte es mich, zu bemerken, daß bisher scheinbar gleichgesinnte Bekannte und Freunde sich von uns zurückzogen. Manche schauten weg, sobald sie mir begegneten, manche grüßten nicht mehr. Anfangs glaubte ich immer, man habe mich nicht gesehen oder nicht erkannt, weil ich damals so schlecht aussah, daß ich wirklich kaum zu erkennen war. Aber dieser Irrtum wurde bald

geklärt; man hatte mich sehr wohl gut erkannt, aber wer hätte es jetzt noch gewagt, sich durch Grüßen "zu exponieren?!" Ich erfaßte, daß es wenige waren, die das wagten; merkwürdigerweise ausschließlich Frauen. Übrigens habe ich selbst, besonders in der ersten Zeit, die zweifellos stärker gefährdeten Männer gebeten, nicht in unsere Wohnung zu kommen, da es mir für sie unvorsichtig erschien.

Aus dieser Zeit erinnere ich mich noch an folgende Begebenheit: Die Schwiegermutter meines Bruders Oswald*) stellte mir ihre Wohnung als Postadresse und Treffpunkt mit Besuchern, die sich nicht in meine Wohnung wagen konnten, zur Verfügung. Da die Gestapo meine Schlüssel hatte und nach Belieben aus- und

*) Mari@ Bossi-Fedrigotti

eingehen konnte, bot sie mir sogar an, zu ihr zu ziehen, weil sie als italienische Staatsbürgerin vielleicht Schutz für uns sein konnte; freilich war mir klar, daß danach nicht viel gefragt werden würde. Aber es war doch ein beruhigendes Gefühl, eine wohlgesinnte Seele mehr zu haben, die sich der Kinder annehmen würde, falls ich selbst festgenommen werden sollte.

Mehr noch: In meiner Gegenwart gab sie vor ihrem Rechtsanwalt eine Erklärung ab, von nun an ständig bei mir wohnen zu wollen. Der beschwor sie, sie solle das doch nicht tun; sie ahne ja gar nicht, in welche Gefahr sie sich begeben würde. Diese Warnungen kamen uns doch etwas übertrieben vor - sie war ja schließlich Italienerin. Aber der Rechtsanwalt wiederholte nur immer wieder:

"Hände weg von allem, was mit Strachwitz zu tun hat". Unter anderen Umständen hätte er das seiner Klientin sicher taktvoll unter vier Augen gesagt; solche Subtilitäten galten jetzt aber wenig.

Nicht viel später wurde mein Telefon von der Gestapo gesperrt. Eines Mittags, als ich nach Hause kam, stand ein hochgewachsener Herr vor meiner Tür, augenscheinlich ein eleganter Engländer, den obligaten Regenschirm über dem Arm. Es war Mr. Banfield, der englische Militärattaché. Unwillkürlich fragte ich, ob er sich denn in meine Wohnung traue. Beide mußten wir über diese spontane Frage lächeln. Aber wie unbegreiflich fern schien mir in meiner damaligen Verfassung sein Sicherheitsbewußtsein

diplomatischer Immunität.

In der Wohnung übergab er mir einen via Kurier von Kurt aus Budapest eingetroffenen Brief. Es war seine erste direkte Nachricht. Kurt teilte mit, daß er das Geld für seine englische Artikelserie erhalten habe. Nun warte er ab, was er weiter unternehmen könne. Er wolle zunächst in die Tschechoslowakei, von seinem Vetter Hugo Strachwitz auf dessen Gut Zdounek in Mähren eingeladen. Er erwähnte auch, daß ^{sich einige alte Bekannte} ~~sich Josef und Maria~~ _{später}

Auf Umwegen erfuhr ich von Kurt wie verwandtschaftlich und hilfsbereit auch die Menage Kripp damals war. Ich füge dies an dieser Stelle ein, nachdem ich ihren Namen zuerst durchgestrichen habe, da er nicht in Kurt's ominösem Brief erwähnt worden war.

Sacré-Coeur in Budapest war. Er wurde auch vom Kloster sehr

freundlich aufgenommen.

Wegen der J.S. (d.h. der Juli-Süd-Aktien) sollte ich unbesorgt sein, schrieb Kurt. "Sie sind in Sicherheit". Es waren zwar nur 8.000,-- Schilling, aber damals meine ganze Reserve. Dann kamen seine Fragen und die Bitten um Nachricht via den nächsten englischen Kurier. Mr. Banfield war bereit, einen Brief zu befördern. "Kommen Sie zu mir in die Britische Botschaft und schreiben Sie ihn dort - sicher ist sicher. Schrecklich, wie es in Wien zugeht. Auf der Straße die jubelnde Menge und hinter den Kulissen weinende Frauen, wo immer ich hinkomme". Dann ging er.

Da ich einige Fragen von Kurt nur schnell überflogen hatte, behielt

ich den Brief bei mir und brauchte jetzt ein Versteck. Ein Korb mit Spagat-Knäueln schien mir in meiner Harmlosigkeit der beste Platz zu sein. Ich knüllte den Brief zusammen und unwickelte die Blätter mit Fäden und legte das Knäuel zu den anderen in den Korb.

Am nächsten Morgen kam wieder unser "Kommissar", derselbe, der mir den Paß abgenommen hatte. Er gab sich an dem Tag recht aufgeräumt und rieb sich die Hände: "Heute habe ich einen guten Fang gemacht. Ich komme gerade vom Flugplatz, wo ich mir den Rotschild aus dem Flugzeug gefischt habe, der wollte gerade nach Paris verschwinden". "Der Arme", rief ich. "Wieso arm? Arm sind die Juden nicht. Das seh' ich bei jeder Hausdurchsuchung. Bei den Juden

schneiden wir immer alle Polster auf, und ich hab' noch nie ein Polster gefunden, in dem nicht Geld und Devisen zum Vorschein gekommen wären". Er lachte und unwillkürlich mußten auch wir lachen. "Nun, bei uns finden Sie keine Devisen in den Polstern", sagte ich. "Ich weiß", erwiderte er, "so was fällt einem Arier nicht ein". Offenbar war das mehr eine Frage des Habens als des Einfallens.

Ich dachte an mein Bindfadenknäuel. Da der Gestapo-Mensch so guter Laune war, verlief dieser Besuch ohne Zwischenfall. "Ich finde ihn ganz nett", sagte Baby. Sie wußte, daß ich ihn "den Wolf" nannte. "Nun, heute war er der Wolf im Schafsfell", sagte ich, halb skeptisch, halb erleichtert.

Gleich darauf läutete es. Vor der Tür stand Ossi, mein Jüngster, mein armer kleiner Bub. Dr. Pessler, bei dem er in Innsbruck gewohnt hatte, war verhaftet und in Dachau. Die Großeltern waren von Innsbruck nach Südtirol gereist, wohin in diesen Tagen keine Post ging. So war er ohne Sachen einfach zum Bahnhof gelaufen und zu mir nach Wien gefahren. Ungewaschen, übernächtigt und ganz verstört von schrecklichen Eindrücken, fiel er mir um den Hals.

Tags darauf kam durch einen Boten die Nachricht, daß der Abt von Seckau, wo mein Ältester im Gymnasium war, im Wiener Schotten-Kloster abgestiegen sei. Er bat dringend um ein Gespräch. Gott, was mochte passiert sein! Ich fand den Abt tief

erschüttert. Er berichtete, in der 8. Klasse sei ein "Illegaler" gewesen, der habe Georg und fünf Klassenkameraden angezeigt. Sie waren nicht nur bei der Heimwehr gewesen, sondern hatten sich dazu - soweit das im Rahmen des Internats möglich war - politisch betätigt. Nun war ihnen von der Gestapo das Recht zu maturieren entzogen worden. Georg hatte bisher alle acht Klassen mit Auszeichnung absolviert. Der gute Abt war über dieses Verbot so empört, daß er nach Berlin zu Goebbels gefahren war. Aus dem I. Weltkrieg besaß der Abt das Eiserne Kreuz Erster Klasse, das steckte er jetzt an die Kutte. Es ebnete ihm tatsächlich einige Wege. Selten habe ich einen Mann in einer so großen Empörung und Verzweiflung gesehen. Er er-

zählte, daß er die Buben kaum daran hindern konnte, den Ver-
räter zu verprügeln. Er hatte sie aufgefordert, ihr Christen-
tum zu beweisen und diesem Feinde zu verzeihen. Georg hat
mir später erzählt, daß sie den Denunzianten also, in Gottes
Namen, ungeschoren gelassen hätten. Aber er wurde nur noch
der "Judas" genannt und im übrigen geschnitten.

Neue Hausdurchsuchung

Als ich am Abend vom Schotten-Kloster zurückkam, erschrak ich.
Im Vorzimmer hingen Mäntel und Kappen von SS-Leuten. Mir blieb
das Herz stehen. Ossi und Baby waren allein zu Hause gewesen.
Als ich in das Zimmer kam, war die Hausdurchsuchung wieder in
vollem Gang. Alle Schubladen ausgeräumt, der Inhalt am Boden.

Der Korb mit den Knäueln lag am Boden, die Knäuel waren abgewickelt. Baby machte mir ein Zeichen, das offenbar im gegenüberliegenden Spiegel gesehen werden konnte. Gleich wurde sie angeschrien, sie solle keine Zeichen machen. Dann wurde mir der Brief von Kurt vorgehalten und eröffnet, daß ich zum Verhör ins Hotel "Metropol" gebracht würde. Mit den Kindern durfte ich nicht mehr sprechen. Bangen Herzens verließ ich die Wohnung. Vor dem Haustor stand ein großer schwarzer Mercedes. Mein Herz klopfte zum Zerspringen, als ich mit den Feinden davon fuhr.

Gegen 21 Uhr betrat ich das Hauptquartier der Gestapo - das Hotel "Metropol" am Kai. In dem Raum, in dem ich warten mußte,

saßen schon viele Leute, alle verstört und verschreckt wie ich. Als ich endlich vorgenommen wurde, schob man für mich einen Stuhl neben den Schreibtisch und stellte einen Scheinwerfer so auf, daß sein grelles Licht mich blendete und verwirrte. Später kannte dann jeder diesen Trick. Mir war er damals noch neu.

Satz für Satz mußte ich nun Rechenschaft geben über das, was in dem Brief stand. "Wer sind die J.S., die Ihr Mann in 'Sicherheit' gebracht hat?" Ich hatte gehört, daß politische Flüchtlinge nach Deutschland ausgeliefert würden, wenn sie sich eines Devisenschmuggels schuldig gemacht hatten. War das Verbringen dieser Juli-Süd-Aktien etwa Devisenschmuggel? Ich wagte nicht, es

zu sagen. "Ich kann Ihnen schwören, daß es keine Menschen sind, und daß es mit Politik nichts zu tun hat", sagte ich. "Das Lügenmaul will 'schwören'", sagte mein Gegenüber erbost. "Sie verweigern also die Auskunft?" "Ja", sagte ich. "Gut. Und wer ist das 'Schätzchen' in Budapest?" "Das weiß ich nicht", sagte ich wieder. Ich wollte das Kloster nicht in Verdacht bringen, daß es womöglich Devisenschmuggler bei sich aufnahm. So ging das fort. Das grelle Scheinwerferlicht verwirrte mich immer mehr. Der Kommissar (diesmal nicht der Wolf) sagte eisig: "Sie wissen, daß Ihre Kinder in Ihrer Wohnung unter Bewachung stehen. Vielleicht kann uns Ihr Sohn bessere Auskunft geben. Wir brauchen ihn nur kommen zu lassen".

Mir wurde schwindlig. Sich vorzustellen, daß Ossi hier auf diesem Marterstuhl sitzen müsse und man ihm drohen würde, ich käme nach Dachau, wenn er keine Auskunft geben würde, nein - es war nicht auszudenken. Und diese grässliche Lampe! Das klare Denken kostete mich große Anstrengung und trieb mir den Schweiß auf die Stirn. Ich war auf einmal entsetzlich erschöpft. Ich beschloß also, die mysteriösen "J.S." preiszugeben. "Um was für eine Summe handelt es sich?" fragte er. Ich sagte, nicht mehr als ^{zwanzig} zehntausend Schilling. "Das ist nicht strafbar. Erst ab ^{dreißig} zwanzigtausend Schilling werden Devisenschmuggler ausgeliefert. Und das 'Schätzchen'?"

"Ist meine Schwester - Klosterfrau in Budapest".

"Ausländische Klöster interessieren uns nicht", sagte er. "Hätten S' das doch gleich gesagt."

Als ich wieder ins Nebenzimmer geholt wurde, zeigte man mir eine Zeitung mit einem Artikel über Kurt. "Der schwarze Graf, der, obwohl aus deutschem Uradel stammend, sich dazu hergab, ein Judensöldling zu werden usw.". Darunter ein Foto von Kurt inmitten seiner Redaktionskollegen mit dem Untertitel "Sehen sie nicht alle wie Verbrecher aus?"

So ging es noch eine Weile fort, aber schließlich stand ich in der Morgendämmerung am Kai und sah an der Ecke Rotenturmstraße nach der großen Uhr; es war zwanzig Minuten nach fünf. Es nieselte und ich fror. Erst vor dem Hotel "Sacher" fand ich ein Taxi. Ich

fühlte mich grenzenlos erschöpft, als ich endlich nach Hause fuhr. Dort fand ich Ossi gottlob schlafend vor. Ossi hatte sich angezogen aufs Bett geworfen; ein nasses, zerknülltes Taschentuch hielt er in der Hand und auf seinen Wangen waren noch Tränenspuren. Ich streifte ihm die Schuhe und die Kleider ab, ohne daß er erwachte. Weinend saß ich an seinem Bett. Schließlich legte auch ich mich hin. Schüttelfrost durchfuhr mich. Vom Weinen und Scheinwerferlicht waren meine Augen entzündet. Ich konnte kaum sehen. Und immer wieder stellte sich die Frage: Wie sollte es weitergehen?

Natürlich hatte ich keinen Brief an Kurt geschrieben in dieser Nacht. Als Banfield kam, den beabsichtigten Antwortbrief zu holen,

konnte ich ihm nur erzählen, was sich zugetragen hatte. Die nächsten Tage waren dann sehr arg; der Kommissar hatte ein wachsames Auge auf mich. Fast täglich folgten Verhöre, allerdings nicht mehr in der Nacht. In meiner Erinnerung kann ich diese Tage und Verhöre nicht mehr als Einzelerlebnisse rekonstruieren; sie vermischten sich mir zu einer Folge endloser Schrecknisse. Aber die schlimmste Erinnerung blieb das grelle Licht, die Scheu davor ist mir bis heute geblieben. Nur wer so etwas erlebt hat, kann das Angstgefühl verstehen, das eine grelle, auf mich gerichtete Lampe, etwa beim Zahnarzt, heute noch bei mir auslösen kann. Vielleicht ist eine psychische Störung daraus geworden. Jedenfalls ertrage ich es nicht, in einer gewissen

Weise angeleuchtet zu werden.

Mitten in der Unruhe dieser Tage tauchte auf einmal ein Vetter, Hugo Strachwitz, auf; ich traf mich mit ihm in der Fedrigottischen Wohnung. Kurt hatte inzwischen durch Banfield von der Verhörnacht im "Metropol" gehört, war von Budapest weggekommen und bei Hugo Strachwitz in Zdounek (Mähren). Er sei durch das, was er über unsere Lage erfahren hatte, ganz verzweifelt und wolle nicht weiterfahren, bevor er uns nicht in Sicherheit wisse. Ich beschwor Hugo, Kurt zuzureden, möglichst bald die Tschechoslowakei zu verlassen und zu fliegen, denn ein anderer Weg als der per Luft war ja nicht mehr möglich. Ein Jahr später, im März 1939, wurden Böhmen und Mähren ja dann ebenfalls von Deutschland okkupiert.

Hugo erzählte, daß er einen tschechischen Piloten kenne, der bereit sei, Kurt in die Schweiz zu bringen. Kurt habe ein beträchtliches Honorar aus London bekommen, das ihm für den teuren Luftweg zustatten käme. Freilich schien es auch eine riskante Reise. Was würde eine Notlandung in Deutschland bedeuten? Es war nicht auszudenken....

Ich war gerührt über die Zdouneker Verwandten, die sich in dieser Situation so verwandtschaftlich zeigten. Sie setzten sich Gefahren aus und zerbrachen sich mit uns den Kopf, wie es weitergehen sollte. Kurt war momentan übrigens krank, erzählte Hugo. Er läge zu Bett. Es mag wohl eine Art Zusammenbruch gewesen sein als Reaktion auf die letzten schrecklichen Wochen.

Ich bat Hugo, daß er Kurt zureden sollte, die Tschechoslowakei möglichst bald zu verlassen. Ich fürchtete wohl nicht zu unrecht, die Gestapo könnte ihn als Verwandten von Kurt molestieren. Alle "Sensationen" waren erzählt, und es wirkte irgendwie beruhigend auf mich, daß Kurt nun wirklich wußte, wie es um uns stand. Daß, wenn alle Stricke rissen, die Kinder in Zdounek liebevolle Aufnahme finden würden, spürte ich auch; es waren eben durch und durch "Gleichgesinnte".

Überhaupt begannen jetzt langsam kleinere Hilfen wirksam zu werden. Da und dort stieß ich auf Menschen, die nicht mehr die geringste Angst hatten. Nie im Leben habe ich so viele Kontraste

in punkto Menschen erlebt, wie damals. Eigentlich gab es aber nurmehr zwei große Kategorien: Freunde oder Feinde. Auf beide stieß man unverhofft und zu meinem immer neuen Staunen: Unerwartete Gemeinheit von einer Seite, und gleich darauf von anderer Seite Freundschaftsdienste, die man nie erwartet hätte. Letztere haben in meinem Herzen tiefe,bleibende Spuren hinterlassen....

Ich muß hier meiner treuen Freundin Lili Economo-Schönburg gedenken, die damals, in den ersten Tagen, zu mir eilte und mir vorschlug, mit meinen vier Kindern mit ihr nach Triest zu fahren, wo sie, soviel ich mich erinnere, ein Haus besaß. Da ich aber damals keinen Paß mehr hatte, konnten wir von diesem Angebot

leider keinen Gebrauch mehr machen.

Auch Helene Esterhazy bot mir immer wieder ihre Freundschaftsdienste an. Ebenso Zdenka (Mimse) Lobkowitz und Manella Kielmansegg und Pollix Lichtenstein. Die Schwiegermutter meines Bruders Oswald, Maria Fedrigotti, war weiterhin von großer Hilfsbereitschaft.

Öfters kam ich auch mit der Menage Pauli Thun zusammen. Er wurde bald darauf auf der Rossauer Lände interniert, kam aber gottlob bald frei. Mit seiner Frau Gabrielle waren sie mir damals eine große Stütze. Wir Verfolgten und Verfemten hielten fest zusammen, ohne einander freilich immer helfen zu können, denn als "Belastete" saßen wir im gleichen Boot.

Eine Verzweiflungstat

So groß die eigene Bedrängnis auch erschien, das Leben zeigte nicht selten Schrecklicheres. Auch in der nächsten Umgebung. Als ich an einem Abend nach Hause kam (ich ging damals immer in die Johannesgasse zu Fedrigottis, meine Post abholen) standen die Kinder am Vorzimmerfenster. Es sei, sagten sie, vor ein paar Minuten etwas wie ein schwerer Sack vom oberen Stockwerk in den Hof gefallen. Als ich mich über die Brüstung beugte, sah ich eine reglose Gestalt am Pflaster liegen. Das Hausmeisterehepaar rannte herbei und schrie: "Es ist die Jüdin vom vierten Stock!" Die Hausbewohner liefen zusammen, man sah die Blutlache immer größer werden. Jemand sagte "Sie ist tot!" Schließlich deckte

ein Leinentuch den leblosen Körper, bis ziemlich rasch die sogenannte Rettung kam. Mir schien unfasslich, wieviel die sechs oder sieben Liter Blut eines menschlichen Körpers sein können, als die Blutlache immer größer wurde. Die Abgestürzte war mir bekannt. Sie war die Besitzerin eines Zuckerlgeschäftes in der Burggasse gewesen. Jetzt hatte sie keinen anderen Ausweg mehr gesehen. Die Rettung nahm die Leiche nicht mit. So lag sie die ganze Nacht im Hof, ein weißes Rechteck in der Dunkelheit. Im Salon sprachen wir die Sterbegebete für diese arme Seele. Die Kinder, verschreckt, wollten nicht allein schlafen gehen; so zogen wir für diese Nacht zusammen und suchten beieinander Trost.

Bald nach dem Umbruch kamen mein Bruder Oswald und meine Schwäge-

rin Mimi nach Wien. Wie für alle Männer, die uns besuchen wollten, wäre es für Oswald auch zu gefährlich gewesen, in die Wohnung zu kommen. Oswald stand damals vor dem Dilemma, seine Stelle als Landeskonservator von Tirol aufzugeben oder auszuharren, um zu retten, was zu retten war. Er entschied sich für letzteres und konnte in der Folgezeit insbesondere den bedrängten Tiroler Klöstern als Leiter des Denkmalamtes vielfach beistehen. Auch mein Bruder Hans tauchte voll Sorge um uns auf und brachte dringend benötigte finanzielle Hilfe. Er sprach auch mit Alexander Schönburg, der zum Leidwesen seines Vaters Nazi war, jetzt aber versprach, im Hotel "Metropol" beschwichtigend zu wirken.

Der kommissarische Schuldirektor

Ostern stand vor der Tür. Es war nötig, Ossi in ein Wiener Gymnasium zu bringen, auch damit er nicht den ganzen Tag herumlungere und nichts anderes, als die Schrecken in unserer Wohnung und Umgebung miterlebe. Man riet mir zum Piaristengymnasium. So ging ich mit ihm zum Kommissarischen Direktor - keinem Ordensmann - und fragte, ob er nach den Osterferien dort eintreten könnte. "Oder haben Sie keinen Platz frei?" fragte ich. "Aber natürlich haben wir noch Platz. Es können noch 15 Schüler eintreten", antwortete der Direktor. Wir vereinbarten Ossis Aufnahme gleich nach den Osterferien. Es bestand Aussicht, daß wir zu Ostern Ruhe haben würden.

Der "Wolf" hatte erklärt, daß alles durchgearbeitet sei. Wir sehnten ruhigere Tage herbei.

Am Karsamstag saßen wir ruhiger als sonst beim Abendessen, als es draußen läutete. Wer mochte das sein? Verschreckt erwarteten wir neues Unheil. Aber siehe da, nur ein riesiges Schokoladenosterei und ein Blumenstock wurden abgegeben. Beides hatte uns Helene Esterhazy als Ostergruß geschickt.

Unser Mädchen, das eigentlich immer sehr anständig und nett geblieben war und außerdem gut kochte, begann sich zu verändern und wurde ziemlich aufsässig. Sie war von der NS-Frauenschaſt "informiert" worden; vielleicht fungierte sie jetzt auch

als Spitzel. So mußte man sogar in seinen eigenen vier Wänden aufpassen, was man redete. Fast war ich erleichtert, als sie uns bald darauf verließ. Ende Juli, nach Schulschluß, wollte ich mit den Kindern nach Tirol fahren.

Nach den Osterferien brachte ich Ossi ins Piaristengymnasium. Diesmal aber war der Empfang eisig. "Wir haben keinen Platz mehr!" sagte der Direktor. "Wieso? Sie sagten doch vor einer Woche, Sie hätten noch Platz für 15 Schüler". "Aber nicht für Söhne von Hochverrättern!", erwiderte er. "Aber er muß doch irgendwo in die Schule gehen. Er kann doch nicht von jetzt ab nichts mehr lernen". "Wie soll ich das verstehen? Sie behaupten also, daß

man in den Schulen des neuen Regimes nichts lernt..."

"Das habe ich nicht gesagt!", protestierte ich. Aber schon schrie er mich an, ich solle "das Maul halten", widrigenfalls er mich anzeigen und dafür sorgen würde, daß ich nach Dachau käme. Er stand auf und brüllte: "Hinaus mit Ihnen! Hier haben Hochverräter nichts zu suchen! Und daß Sie es nur wissen, der Schulrat ist bereits verständigt. In keine dritte Klasse eines Wiener Gymnasiums darf Ihr Sohn aufgenommen werden. In eine Korrekturanstalt muß er..."

Ich war so zornig, daß ich kaum mehr weiß, wie ich hinuntergekommen bin, Ossi an der Hand, der, wie ich, zitterte. Unten, am Piaristenplatz, stand ich nun und lehnte mich an die Mauer.

Ossi schmiegte sich an mich. "Aber Mamserl!" sagte er immer wieder und wollte mich trösten, aber das arme Büble war ja selbst ganz bleich im Gesicht. Was tun? Was tun?! Wohin könnte ich denn nur den armen Lumpusch geben, nur damit er das nicht mehr mitmachen muß? Keine dritte Klasse in Wien darf ihn aufnehmen! klang es mir im Ohr....

Eine salomonische Lösung

Ich hielt ein Taxi an, das an uns vorbeifuhr. Mir war etwas eingefallen. Ein Geistlicher hatte mir gesagt, wenn ich einmal ganz ratlos sei, solle ich zu ihm kommen. Ich rief dem Taxifahrer die Adresse zu und wir fuhren los. "Nein, Lumpusch, ganz unterkriegen lassen wir uns noch lange nicht, wie?" sagte ich zu

Ossi, und er war auch sofort bereit, mit mir etwas anderes zu probieren. Aber was?!

Der gute Pater Bichlmaier S.J. erwies sich wirklich als ebenso klug wie hilfsbereit. "Wie steht es denn in der Klasse?", fragte der Pater den Ossi, "wie sind denn die Noten?" Ossi wurde rot. Ich hatte das Abgangszeugnis noch gar nicht angesehen. Es war miserabel. "Na, durchfallen wird er eh", meinte der gemütliche Jesuitenpater. "Wie wär's, wenn wir ihn in eine zweite Klasse geben würden?!" Das war eine Idee! Die Hauptsache war, das Schreckgespenst der Korrekturanstalt war weg.

Der gute Pater Bichlmaier ging dann mit mir zu den Schotten, zum dortigen Direktor. Eine Stunde später saß Ossi in der

zweiten Klasse des Schottengymnasiums, während mir Tränen der Erleichterung über die Wangen liefen. Am nächsten Tag bekamen auch die Schotten von der Gestapo die Mitteilung, daß ein Schüler namens Oswald Strachwitz in keine dritte Klasse in Wien aufgenommen werden dürfe. So fiel sich die Perfektion der Überwachung selbst in den Arm und begann - zunächst nur langsam, später aber unabwendbar - sich am wachsenden passiven Widerstand der Wiener totzulaufen.

Endlich sollten auch ein paar leichtere Tage kommen. Der Abt von Seckau hatte in Berlin durchgesetzt, daß die denunzierten Gymnasiasten doch zur Matura antreten durften, freilich nur unter der Bedingung, daß einige Grazer Professoren, die Illegale

gewesen waren, sie prüften, und nur, wenn die Schüler die Prüfung mit Vorzug bestanden, sollte ihnen die Matura als gültig angerechnet werden. In diesem Fall entpuppten sich die Illegalen als anständig. Sie gaben allen acht, sozusagen als Protest gegen die Unkorrektheit, "Vorzug", obwohl einigen dieses Glück ganz unverhofft kam.

Um Georgs Matura zu feiern, nahmen wir Karten für das "Wiener Werkel". Schon war zu hören, daß dort in einem Lustspiel der ganze "Umbruch" in witzigster Weise - wie man so sagt - durch den Kakao gezogen wurde. Wie es in München der Weiß-Ferdl tat, gaben hier Wiener Komiker etwas zum besten, das geradezu tollkühn wirkte und riesigen Beifall erntete. Unter der Parole

"Chinesen für die Österreicher und Japaner für die Deutschen", wurde mit "japanischem Takt" und "chinesischer Tüchtigkeit" alles gesagt, was damals überhaupt gesagt werden konnte.

Vorher schon hatte Marie Mensdorff-Strachwitz die Nachricht gebracht, daß Kurt mit dem erwähnten tschechischen Piloten von Prag nach Straßburg geflogen sei. Er wolle gleich weiter in die Schweiz und dann nach England. Es war rührend von Marie, daß sie die weite Fahrt von Boskowitz auf sich genommen hatte, um uns alles zu erzählen.

Georg hatte von den Großeltern eine Summe für eine "Maturareise"

und von Onkel Hans ein Motorrad in Aussicht gestellt bekommen. Das waren lauter Nachrichten, über die die Kinder strahlten. Noch sehe ich sie am Frühstückstisch sitzen, schwatzend und lachend. Vom Schreibtisch aus zu ihnen hinüberblickend mußte ich mich fragen, ob und wann ich je wieder alle so froh beisammen sehen würde. Jung, wie sie waren, hatten sie alle schon Schweres mitgemacht. Heute hatten sie alles Bedrückende abgestreift. Mich aber beschlich Angst, deren Ursachen ich mir kaum eingestehen wollte. Es war, als ob ich es wußte, daß ich sie nie wieder alle zusammen um mich haben würde, als ob ich den Krieg ahnte, der uns auseinanderreißen, der Krieg, aus dem Georg nicht wiederkommen sollte.

Ich verscheuchte diese Gedanken, aber trotzdem sog ich das Bild der Kinder am Frühstückstisch in mich ein, als gälte es, es mir einzuprägen, weil ich es vielleicht so nie mehr wiedersehen würde^{*)},

Georg mußte als erster fort. Er wurde - ich glaube nach Knittelfeld - zur Musterung einberufen, assentiert und kam in den nächsten Monaten nach Liegnitz (Schlesien).

Ein unheimlicher Besuch

Bald nach Georgs Abreise erschien eines Tages ein ziemlich verwahrlost aussehender Mann bei mir, der sich als mein Berliner

*) Tatsache ist, daß ich die Kinder nie wieder alle zusammen bei mir gehabt habe. Georg ist am 26. Juni 1941 gefallen. Die drei anderen Kinder waren erst etwa 25 Jahre später, beim Begräbnis meines Mannes, wieder gemeinsam bei mir.

Hausverwalter anmelden ließ. Erst als er im Zimmer war, entpuppte er sich als völlig Fremder. Ich erschrak. Aber er beruhigte mich rasch. Er sei von Kurt zu mir geschickt worden, erstens um mir 500 Franken aus der Schweiz zu bringen; zweitens um einen Vorschlag zu machen, den ich nach Kurts dringendem Rat befolgen solle. Ich war ziemlich verdutzt. Das ganze Gehabe des Fremden schien mir nicht vertrauenerweckend. "Darf ich wissen, wer Sie sind?" fragte ich. Nein, das dürfe er nicht verraten; er sei in einer geheimen Mission hier. Auch er bemerkte offenbar mein Mißtrauen. Erst als er eine Fotografie von Albert Preysing (dem Bruder des Bischofs) erkannte, faßte ich etwas Zutrauen. Er beschwor mich, ihm Georg anzuvertrauen;

er habe die Möglichkeit, ihn "schwarz" über die Grenze zu bringen. Es sei anzunehmen, daß in spätestens einem Jahr ein Krieg ausbrechen würde und Georg an die Front müsse.

Man kann sich denken, wie mich dieser Vorschlag verwirren und erschrecken mußte. Aber ich sagte, daß mein Sohn bereits gemustert und eingezogen worden sei. Als Deserteur an der Grenze erwischt, riskiere er, erschossen zu werden. Außerdem müßte er selbst entscheiden, sei aber nicht mehr in Wien. Vergebens beschwor mich der Mann, die Sache noch zu überlegen; ich aber hatte mich bereits entschieden, weil das Abenteuer zu gefährlich schien und weil ich wußte, daß Georg auch auf keinen Fall

bereit gewesen wäre, darauf einzugehen.

Durch diesen Mann erfuhr ich auch einiges über Kurt. Er sei noch in der Schweiz, fahre aber nächstens nach England. Er schreibe für einige größere Zeitungen und verdiene genug, um im Ausland eines der Kinder zu sich zu nehmen. Ich ahnte damals natürlich noch nicht, daß der Besucher Mitglied einer Untergrundbewegung und deutscher Offizier war, und schon gar nicht, daß er 1944 beim Stauffenberg-Putsch beteiligt sein und gehenkt werden würde.

Ich erschrak, als er zum Schluß bat, sich nur eine Stunde bei mir hinlegen zu dürfen. Trotz der Gefahr - die Gestapo konnte ja jeden Augenblick kommen - brachte ich es nicht übers Herz,

die gefährlichichtsinnige Bitte zu verweigern.

Er legte sich im Nebenzimmer auf den Diwan, ohne meine Warnung vor der Gestapo zu beachten. Gnade uns Gott, wenn die jetzt kämen! Was das Wagnis bedeutete, war mir bewußt. Aber ebenso fühlte ich die Notwendigkeit, an diesem Gejagten ein Werk der Barmherzigkeit zu üben.

Der Mann hatte kaum seine Stiefel ausgezogen, eine Pistole neben sich auf den Tisch gelegt - und schon schlief er. "Nur eine Stunde" war vereinbart. Als ich ihn dann wecken wollte, war er nicht wachzubekommen. Er mußte tagelang nicht geschlafen haben. Von wo kam er? Wo ging er hin? Ich ließ ihn also schlafen. Als ich ihn nach einigen Stunden dann wach bekam, griff er verwirrt nach

der Pistole. Rasch machte er sich davon. Ich war beschämt über seinen Dank für die paar Stunden Schlaf.

Erst nach dem Krieg habe ich durch Kurt seine Identität erfahren: ein bayerischer Adelige.

Mit diesem Intermezzo endete die Zeit der größten Belastungen. Zwar erschien der "Wolf" noch ab und zu, aber sein Übereifer war ermüdet. Es war, als fielen ihm jetzt langsam die Schuppen von den Augen. Wenn er auch soidisant immer "dienstlich" erschien, so wurden seine Besuche in der Folge eigentlich mehr und mehr privater Natur. Oft blieb er endlos lange sitzen. So erfuhr ich einiges über Methoden, mit denen die Ge-

stapoleute arbeiteten. Sie bewegten sich gern in Kaffeehäusern, und achteten auf Leute, die, bevor sie ihrem Nachbarn etwas zutuscheln wollten, einen scheuen Blick ringsumher warfen, jenen Blick, den man in Wien später witzig den "deutschen Blick" genannt hat. Sie versuchten dann, sich unauffällig in die Nähe zu setzen. Dabei mußten sie ihrerseits aufpassen, um nicht aufzufallen. Zum Beispiel durfte man nicht vergessen, beim Lesen auch umzublättern. Ich hörte auch von Enttäuschung über geringe Karrieremöglichkeiten; immer waren andere im Wege, die sie selbst bespitzelten, und die Gestapobeamteten mußten Tag und Nacht auf der Hut voreinander sein, denn es waren im Grunde genommen alles Feinde, die da beisammen saßen.

"Wie gemütlich!" sagte ich. Er seufzte tief. Das Ärgste sei, meinte er, daß man, wenn man einmal dabei sei, nie mehr wegkönne. Man wisse zu viel. Natürlich mußte er vorsichtig sein; war ein Kollege dabei, faßte er mich ebenso, wenn nicht schärfer an, als dieser. Er wußte, er hatte seine Seele verkauft.

Das Ende
Julius Wagner v. Jauregg

Im Sommer oder Herbst dieses Jahres riet mir eine Freundin (es war Lili Economo), ich solle doch bald einmal ihren alten Freund, den Professor und Nobelpreisträger Wagner-Jauregg aufsuchen; sie erhoffe sich von diesem Besuch wenigstens eine Beruhigung für mich. Julius Wagner v. Jauregg war der erste

Wiener Psychiater und Nervenarzt, eine weltberühmte Kapazität.

Ich hatte keine große Neigung, hinzugehen. Ich war ja weder verrückt noch g'schupft; was sollte der Leiter vom "Steinhof" - Wiens größter Nervenheilanstalt - mit mir anfangen? Als er mich dann aber in sehr netter Weise aufforderte, ihn doch aufzusuchen, lehnte ich nicht ab. Ich fand einen kleinen, wie mir schien uralten, auf den ersten Blick unscheinbaren Mann. Er empfing mich mit der Menschlichkeit und Güte eines großen Arztes. Was sollte ich nun sagen? Ich hatte ja keine Krankheit, und um mit ihm über Politik zu sprechen war ich nicht hergekommen, um so weniger, als ich zu meinem Erstaunen sah,

daß er das Parteiabzeichen der NSDAP am Rockaufschlag trug. Es wurde dann aber doch rasch ein sehr intensives Gespräch. Ich glaube nicht, daß ich ihm, dem Parteigenossen, einen Bericht von den Vorgängen um mich herum gegeben habe. Es war wohl auch nicht nötig, und kaum eine halbe Stunde später wußte er, wo der Hund begraben war. Überhaupt wußte er anscheinend viel besser als ich selbst, was es bedeutet, Wochen um Wochen Angst ertragen zu müssen. Das Gespräch wurde in meiner Erinnerung nicht zu einer Ordination. Im Gegenteil, er gab mir das Gefühl, mit jemandem zu sprechen, den ich von jeher kannte, jemandem, der die Macht hatte, irgendwie die Dinge zu "glätten", ihnen die Spitzen und Schärfen zu nehmen.

Es hält schwer, sich etwas Gütigeres, Verstehenderes vorzustellen als diesen großen Gelehrten, der ein noch größerer Arzt war.

Ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, aber ich fühlte mich wie neu geboren, als ich von Wagner-Jauregg fortging, neu gestärkt, voller Mut und wieder fähig, an mich selbst zu glauben und auf Kräfte zu hoffen, die ich mir nicht mehr zugetraut hatte. Wenn mir je eine Wohltat erwiesen worden ist in jener Zeit, so steht an erster Stelle Wagner-Jauregg, von dem ich mir bis heute nicht erklären kann, daß er je "Nazi" war, und der mir das beste Beispiel dafür ist, wie wenig man in Österreich wußte, was der Nationalsozialismus eigentlich sei... Meinen

Klagen hatte er zugehört. Vielleicht haben auch sie dazu beigetragen, die Utopie, der er sich hingeeben hatte, in Frage zu stellen, auch wenn er sagte, daß Weltgeschichte zu erleben nie angenehm gewesen sei..... Und daß der Wein jetzt erst im Gären sei. In diesem Zustande verlange man auch vom besten nicht, daß er "gut schmecke". Trotzdem kam er mir doch ein wenig skeptisch vor, und meine eigene Einstellung nahm er als berechtigt und selbstverständlich hin....

Leider habe ich ihn nie wiedergesehen; er ist bald darauf (1940) gestorben.

Als ich nach Hause kam, mußte ich über meinen Kleinsten, der immer alles merkte, lachen. Er fiel mir um den Hals und sagte:

"Mams, du schaust auf einmal so jung aus!" Tatsächlich kam ich mir um zehn Jahre jünger vor; ich war wieder irgendwie lebendig geworden.

Hier brechen meine Aufzeichnungen über dieses Jahr ab. Der Kampf ging weiter, aber bei mir bildete sich eine andere, der Realität besser gewachsene Einstellung heraus. Neue Verhöre kamen, auch im "Metropol". Langsam aber glitt mein Leben hinüber in die auf andere Weise zunehmend schwer werdende Realität der folgenden Kriegszeit bis 1945.

AUSKLANG

Mein Leben während des Zweiten Weltkrieges verlief nicht viel anders als das von Abertausenden. Wie alle Frauen wurde auch ich kriegsdienstverpflichtet. Ich arbeitete in der Kanzlei des Roten Kreuzes in Wien. Und wie bei allen anderen Frauen bestand mein Leben aus Bangen, Hoffen und Warten, und aus den Sorgen des Alltags, der von Monat zu Monat mühsamer und entbehrungsreicher wurde. Und doch war meine Situation in mancher Hinsicht aussergewöhnlich: Mein Mann war inzwischen von der Schweiz aus nach England geflohen und hatte dort Exil gefunden. Es war ~~ihm~~ gelungen, drei unserer Kinder nachkommen zu lassen. Über das Rote Kreuz in Genf konnte ich die Briefverbindung mit ihnen einiger-

massen aufrecht erhalten, doch oft genug gingen Briefe verloren, oder ihr Inhalt war längst überholt, wenn sie den Empfänger erreichten.

Georg fiel am 26. Juli 1941, im Russlandfeldzug. Meine Angehörigen in England erfuhren es erst sechs Wochen später.

Bevor die Russen in Wien einmarschierten, floh ich nach Tirol und erlebte das Kriegsende in Friedberg bei meinen Geschwistern.

Meinem Mann gelang es - und ich kann gar nicht sagen, wie froh ich darüber war und noch bin - nach dem Kriege wieder in Wien

Fuss zu fassen und seinen Beruf als Journalist, der für ihn fast eine Berufung war, wieder aufzunehmen. Er arbeitete als politischer Redakteur beim "Wiener Kurier" und wurde Mitarbeiter an der "Furche", der bedeutendsten katholischen Zeitschrift Österreichs, ferner als Österreich-Korrespondent für eine amerikanische katholische Nachrichtenagentur. Durch seine Tätigkeit hatte er Kontakt zu vielen interessanten Leuten, die bei uns aus- und eingingen, und ich kann sagen, daß er bis zu seinem Tode am 28. November 1961 eine ihn vollkommen ausfüllende, befriedigende Tätigkeit hatte.

Für sein Sterbebild wählten wir den Text: "Wer mich vor den Menschen bekannt, den will ich vor dem Vater bekennen, der im Himmel ist."